

Leseprobe

Stephen King, Owen King **Sleeping Beauties**

»Der neue Roman ist mit seinen fast tausend Seiten ein epischer Kraftakt, aber ganz mühelos, unangestrengt.« *Fritz Göttler, Süddeutsche Zeitung*

Bestellen Sie mit einem Klick für 28,00 €



Seiten: 960

Erscheinungstermin: 13. November 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

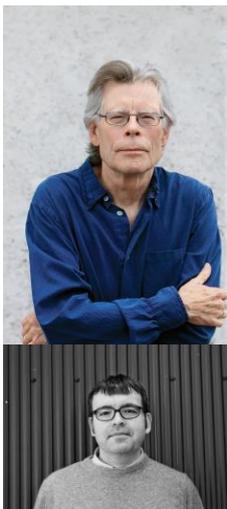
www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Welt sieht sich einem faszinierenden Phänomen gegenüber. Sobald Frauen einschlafen, umhüllt sie am ganzen Körper ein spinnwebartiger Kokon. Wenn man sie weckt oder das unheimliche Gewebe entfernen will, werden sie zu barbarischen Bestien. Sind sie im Schlaf etwa an einem schöneren Ort? Die zurückgebliebenen Männer überlassen sich zunehmend ihren primitiven Instinkten. Eine Frau allerdings, die mysteriöse Evie, scheint gegenüber der Pandemie immun zu sein. Ist sie eine genetische Anomalie, die sich zu Versuchszwecken eignet? Oder ist sie ein Dämon, den man vernichten muss? Schauplatz und Brennpunkt ist ein kleines Städtchen in den Appalachen, wo ein Frauengefängnis den größten Arbeitgeber stellt.



Autor

Stephen King, Owen King

Stephen King, 1947 in Portland, Maine, geboren, ist einer der erfolgreichsten amerikanischen Schriftsteller. Bisläng haben sich seine Bücher weltweit über 400 Millionen Mal in mehr als 50 Sprachen verkauft. Für sein Werk bekam er zahlreiche Preise, darunter 2003 den Sonderpreis der National Book Foundation für sein Lebenswerk und 2015 mit dem Edgar Allan Poe Award den bedeutendsten kriminalliterarischen Preis für *Mr. Mercedes*. 2015 ehrte Präsident Barack Obama ihn zudem mit der National Medal of Arts. 2018 erhielt er den PEN America Literary Service Award für sein Wirken, gegen jedwede Art von Unterdrückung

Zur Erinnerung an Sandra Bland

PERSONEN

Stadt Dooling, Verwaltungssitz von Dooling County

- Truman »Trume« Mayweather (26), Meth-Koch
Tiffany Jones (28), Trumans Cousine
Linnette Mars (40), Leitstellendisponentin beim Dooling Police
Department
Sheriff Lila Norcross (45), Polizeichefin
Jared Norcross (16), Schüler an der Highschool, Sohn von Lila
und Clinton Norcross
Anton Dubcek (26), Eigentümer und Betreiber von »Anton the
Pool Guy Limited«
Magda Dubcek (56), Antons Mutter
Frank Geary (38), Tierüberwachungsbeamter von Dooling
County
Elaine Geary (35), ehrenamtliche Mitarbeiterin im
Gebrauchtwarenladen und Ehefrau von Frank
Nana Geary (11), Schülerin der sechsten Klasse der Dooling
Middle School
Die alte Essie (60), Obdachlose
Terry Coombs (45) vom Dooling Police Department
Rita Coombs (42), Terrys Ehefrau
Roger Elway (28) vom Dooling Police Department
Jessica Elway (28), Rogers Ehefrau
Platinum Elway (8 Monate), Tochter von Roger und Jessica

Reed Barrows (31) vom Dooling Police Department
Leanne Barrows (32), Reeds Ehefrau
Gary Barrows (2), Sohn von Reed und Leanne
Vern Rangle (48) vom Dooling Police Department
Elmore Pearl (38) vom Dooling Police Department
Rupe Wittstock (26) vom Dooling Police Department
Will Wittstock (27) vom Dooling Police Department
Dan »Treater« Treat (27) vom Dooling Police Department
Jack Albertson (61) vom Dooling Police Department
(pensioniert)
Mick Napolitano (58) vom Dooling Police Department
(pensioniert)
Nate McGee (60) vom Dooling Police Department (pensioniert)
Carson »Country Strong« Struthers (32), ehemaliger
Amateurboxer
Coach JT Wittstock (64), Trainer des Footballteams an der
Highschool von Dooling
Dr. Garth Flickinger (52), Plastischer Chirurg
Fritz Meshaum (37), Mechaniker
Barry Holden (47), Pflichtverteidiger
Oscar Silver (83), Richter
Mary Pak (16), Schülerin an der Highschool
Eric Blass (17), Schüler an der Highschool
Curt McLeod (17), Schüler an der Highschool
Kent Daley (17), Schüler an der Highschool
Willy Burke (75), ehrenamtlicher Straßenbetreuer
Dorothy Harper (80), Rentnerin
Margaret O'Donnell (72), Schwester von Gail Collins,
Rentnerin
Gail Collins (68), Schwester von Margaret O'Donnell,
Sprechstundenhilfe in einer Zahnarztpraxis
Mrs. Ransom (77), Bäckerin
Molly Ransom (10), Enkelin von Mrs. Ransom

Johnny Lee Kronsky (41), Privatdetektiv
Jaime Howland (44), Professor für Geschichte
Eva Black (dem Anschein nach etwa 30 Jahre alt), eine Fremde

Frauenhaftanstalt Dooling

Janice Coates (57), Direktorin des Frauengefängnisses
Lawrence »Lore« Hicks (50), Vizedirektor des
Frauengefängnisses
Rand Quigley (30), Aufseher im Frauengefängnis
Vanessa Lampley (42), Aufseherin im Frauengefängnis; 2010
und 2011 Siegerin bei der Armwrestling-Meisterschaft an der
Ohio Valley University, Altersgruppe 35 bis 45 Jahre
Millie Olson (29), Aufseherin im Frauengefängnis
Don Peters (35), Aufseher im Frauengefängnis
Tig Murphy (45), Aufseher im Frauengefängnis
Billy Wettermore (23), Aufseher im Frauengefängnis
Scott Hughes (19), Aufseher im Frauengefängnis
Blanche McIntyre (65), Sekretärin im Frauengefängnis
Dr. Clinton Norcross (48), Leitender Psychiater im
Frauengefängnis und Ehemann von Lila
Jeanette Sorley (36), Häftling Nr. 4582511-1 im Frauengefängnis
Reese Marie Dempster (24), Häftling Nr. 4602597-2 im
Frauengefängnis
Kitty McDavid (29), Häftling Nr. 4603241-2 im
Frauengefängnis
Angel Fitzroy (27), Häftling Nr. 4601959-3 im Frauengefängnis
Maura Dunbarton (64), Häftling Nr. 4028200-1 im
Frauengefängnis
Kayleigh Rawlings (40), Häftling Nr. 4521131-2 im
Frauengefängnis
Nell Seeger (37), Häftling Nr. 4609198-1 im Frauengefängnis

Celia Frode (30), Häftling Nr. 4633978-2 im Frauengefängnis
Claudia »Dynamite Body-A« Stephenson (38), Häftling
Nr. 4659873-1 im Frauengefängnis

Weitere

Lowell »Little Low« Griner (35), Berufsverbrecher
Maynard Griner (35), Berufsverbrecher
Michaela Morgan vorm. Coates (26), Journalistin bei
NewsAmerica
Kinsman Brightleaf (Scott David Winstead Jr., 60), religiöser
Führer der »Erhellten«
ein Rotfuchs (4 bis 6 Jahre alt)

It makes no difference if you're rich or poor
Or if you're smart or dumb.
A woman's place in this old world
Is under some man's thumb,
And if you're born a woman
You're born to be hurt.
You're born to be stepped on,
Lied to,
Cheated on,
And treated like dirt.

Sandy Posey, »Born a Woman«
(Text: Martha Sharp)

»Und ich sag, du kannst dich nicht *nicht* um
'nen Lichtfleck kümmern.«

Reese Marie Dempster, Häftling Nr. 4602597-2
im Frauengefängnis von Dooling

»Trotz Warnung und geduldiger Erklärung
hat sie einfach keine Ruhe gegeben.«

Senator Addison »Mitch« McConnell
über Senatorin Elizabeth Warren

Der Falter bringt Evie zum Lachen. Er landet auf ihrem nackten Unterarm, worauf sie mit dem Zeigefinger leicht über die braunen und grauen Wellen streicht, die seine Flügel schmücken. »Hallo, mein Hübscher«, sagt sie zu dem Falter, bevor er wieder abhebt. Höher, immer höher steigt er in die Luft, bis er von einem Spalt Sonnenlicht zwischen den glänzenden grünen Blättern verschluckt wird, sechs Meter über der Stelle, an der Evie zwischen Wurzeln auf dem Boden hockt.

Ein kupferrotes Seil ragt aus der schwarzen Höhlung in der Mitte des Baumstamms und windet sich zwischen den Rindenschollen hindurch. Natürlich traut Evie der Schlange nicht. Mit der hatte sie früher schon Scherereien.

Ihr Falter und zehntausend weitere Motten stieben in einer knisternden, graubraunen Wolke aus dem Baumwipfel. Der Schwarm wälzt sich durch den Himmel auf die kümmerlichen Tannen zu, die auf der anderen Seite der Wiese stehen. Evie erhebt sich und folgt ihm. Unter ihren Schritten knirschen trockene Stängel, das hüfthohe Gras kratzt an ihrer nackten Haut. Während sie zu dem traurigen, weitgehend abgeholzten Wald hinübergeht, nimmt sie die ersten chemischen Gerüche wahr – Ammoniak, Benzol, Petroleum und so vieles andere, zehntausend winzige Wunden auf einem einzigen Fleck Haut –, und da gibt sie die Hoffnung auf, deren sie sich gar nicht bewusst gewesen war.

Aus ihren Fußspuren quellen Spinnweben hervor und glitzern im Morgenlicht.

TEIL EINS

DIE ALTE TRIANGEL

*In the women's prison
there are seventy women
and I wish it was with them
that I did dwell.*

*Then that auld triangle could go jingle-jangle
all along the banks of the Royal Canal.*

Im Frauenknast
sind an die siebzig Frauen.
Käm ich bei denen unter,
dann tönte die alte Triangel
ordentlich bimmel-bammel,
den Royal Canal rauf und runter.

Brendan Behan, *The Auld Triangle*

KAPITEL 1

1

Ree fragte Jeanette, ob sie schon mal das Rechteck aus Licht beobachtet habe, das durchs Fenster falle. Noch nicht, sagte Jeanette. Ree belegte die obere Etage des Stockbetts, Jeanette die untere. Beide warteten darauf, dass die Zellen zum Frühstück aufgeschlossen wurden. Es war ein Morgen von vielen.

Offenbar hatte Jeanettes Zellengenossin das Rechteck genau studiert. Ree erklärte, zuerst sei es an der Wand gegenüber dem Fenster gewesen, bevor es sich nach unten geschoben habe, immer weiter nach unten, um dann über den Tisch zu wandern und sich schließlich auf dem Boden festzusetzen. Wie Jeanette sehen konnte, befand es sich gerade tatsächlich mitten auf dem Boden, unglaublich hell.

»Ree«, sagte Jeanette. »Ich kann mich doch nicht um 'nen Lichtfleck kümmern.«

»Und ich sag, du kannst dich nicht *nicht* um 'nen Lichtfleck kümmern.« Ree gab das trompetende Geräusch von sich, mit dem sie für gewöhnlich ihr Amüsement ausdrückte.

»Alles klar«, sagte Jeanette. »Was immer das heißen soll.« Worauf ihre Zellengenossin nur noch einmal trompetete.

Ree war ganz in Ordnung, aber die Stille machte sie immer zappelig wie ein Kleinkind. Sie saß für Kreditbetrug, Urkunden-

fälschung und versuchten Drogenhandel ein. Nichts davon hatte sie besonders geschickt angestellt, weshalb sie auch hier gelandet war.

Jeanette saß für Totschlag ein; an einem Winterabend im Jahr 2005 hatte sie ihrem Mann Damian einen Kreuzschlitzschraubenzieher in die Weichteile gerammt, und weil er high gewesen war, war er einfach in seinem Sessel sitzen geblieben und verblutet. Sie selbst war natürlich auch high gewesen.

»Ich hab auf die Uhr geschaut und die Zeit gemessen«, sagte Ree. »Es dauert zweiundzwanzig Minuten, bis das Licht vom Fenster zu der Stelle da auf dem Boden wandert.«

»Das solltest du dem Guinnessbuch melden«, sagte Jeanette.

»Heute Nacht hab ich geträumt, ich esse mit Michelle Obama Schokoladenkuchen, und sie war stinksauer auf mich. ›Das macht dich bloß fett, Ree«, hat sie gesagt. Aber den Kuchen hat sie trotzdem auch gegessen.« Ree trompetete. »Nee, stimmt nicht. Hab ich mir ausgedacht. Eigentlich hab ich von einer Lehrerin geträumt, die ich mal hatte. Die hat mir ständig gesagt, ich bin nicht im richtigen Klassenzimmer, und ich hab immer erklärt, doch, bin ich, worauf sie ›na gut‹ gesagt und kurz mit dem Unterricht weitergemacht hat, aber dann hat sie mir wieder gesagt, ich bin nicht im richtigen Raum, und ich hab gesagt, doch, das bin ich, und so ging das immer weiter. War hauptsächlich nervig. Was hast du geträumt, Jeanette?«

»Äh ...« Jeanette versuchte, sich zu erinnern, was ihr aber nicht gelang. Ihre neuen Medikamente verdichteten ihren Schlaf irgendwie. Vorher hatte sie manchmal Albträume von Damian gehabt. Darin hatte er meistens so ausgesehen wie am Morgen danach, wo er schon tot war, die Haut schlierig blau wie feuchte Tinte.

Jeanette hatte Dr. Norcross gefragt, ob die Träume seiner Meinung nach mit Schuldgefühlen zu tun hätten. Daraufhin hatte der Arzt sie mit zusammengekniffenen Augen angesehen, als wollte er sie fragen, ob sie das wirklich ernst meine. Früher hatte der Blick

sie auf die Palme getrieben, aber inzwischen war sie es gewöhnt. Dann hatte er gefragt, ob Häschen ihrer Meinung nach wohl Schlappohren hätten. Ah ja, okay. Schon kapiert. Jedenfalls vermisste Jeanette die Träume nicht.

»Tut mir leid, Ree. Hab nichts zu berichten. Was immer ich geträumt hab, ist auf und davon.«

Irgendwo auf dem Flur der oberen Etage von Trakt B schlappte jemand über den Betonboden. Einer vom Personal machte einen letzten Rundgang, bevor die Türen geöffnet wurden.

Jeanette schloss die Augen, um sich einen Traum auszudenken. Darin war das Gefängnis eine Ruine. An den Zellenwänden kletterten üppige Ranken empor und schwankten im sanften Frühlingwind. Die Decke war zur Hälfte verschwunden, von der Zeit weggenagt, sodass nur noch ein Überhang am Rand vorhanden war. Winzige Eidechsen huschten über die rostigen Trümmer. In der Luft taumelten Schmetterlinge. Der intensiv würzige Geruch nach Erde und Laub erfüllte die Überreste der Zelle. Bobby, der neben ihr vor einem Loch in der Wand stand und hineinblickte, war bass erstaunt. Seine Mutter war ja eine richtige Archäologin, dass sie den Ort hier entdeckt hatte!

»Meinst du, man kann an einer Quizshow teilnehmen, wenn man vorbestraft ist?«

Die Vision fiel in sich zusammen. Jeanette stöhnte auf. Na, immerhin war es ganz nett gewesen. Mit den neuen Pillen lief das Leben eindeutig besser. Da gab es einen ruhigen, angenehmen Ort, den sie aufsuchen konnte. Der Doc verstand sein Handwerk, das musste man ihm lassen. Jeanette machte die Augen wieder auf.

Ree glotzte Jeanette an. Im Knast zu sein mochte keine besonderen Vorzüge haben, aber eine Frau wie Ree war hier vielleicht am besten aufgehoben. Draußen in der Welt würde sie womöglich einfach über die Straße latschen, ohne sich umzuschauen. Oder einem Drogenfahnder, dem man den Drogenfahnder an der Nasenspitze ansah, Drogen verticken. Was sie bekanntlich getan hatte.

»Was ist denn?«, sagte Ree.

»Nichts. Ich war bloß im Paradies, sonst nichts, und dein Gequassel hat alles kaputt gemacht.«

»Hä?«

»Schon gut. Tja, ich finde, es sollte eine Quizshow geben, wo überhaupt nur Leute mit 'ner Vorstrafe zugelassen werden. Die könnte man ja *Lügen kriegen große Preise* nennen.«

»Tolle Idee! Und wie soll die dann ablaufen?«

Jeanette setzte sich gähmend auf und zuckte die Achseln. »Da muss ich noch drüber nachdenken. Also die Regeln und so«

Das Quartier der beiden war so, wie es immer gewesen war und immer sein würde, von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen. Eine zehn Schritt lange Zelle mit vier Schritten zwischen dem Stockbett und der Tür. Die Wände waren aus glattem, hellbeige Zement. Die sich an den Kanten einrollenden Fotos und Postkarten der beiden – nicht dass je jemand sie sich anschaute – waren mit Klümpchen aus grüner Klebmasse auf der einzigen dafür genehmigten Fläche befestigt. An der einen Wand stand der schmale Metalltisch, an der gegenüber das kurze Metallregal. Links neben der Tür war die Stahltoilette angebracht, wobei beide immer, wenn die andere mal musste, den Blick abwandten, um eine gewisse Illusion von Privatsphäre zu schaffen. Durch die Zellentür, deren doppelt verglastes Fenster sich auf Augenhöhe befand, konnte man in den kurzen Flur blicken, der durch Trakt B führte. Jeder Zentimeter und jeder Gegenstand in der Zelle waren mit den allgegenwärtigen Gerüchen des Gefängnisses getränkt: Schweiß, Schimmel, Lysol.

Gegen Jeanettes Willen wurde ihre Aufmerksamkeit schließlich doch auf das sonnige Rechteck auf dem Boden gelenkt. Es reichte fast bis zur Tür – aber weiter würde es nicht kommen, oder doch? Falls nicht ein Aufseher einen Schlüssel ins Schloss steckte oder man die Zelle von der Wachstation aus öffnete, war es hier drin genauso gefangen wie sie beide.

»Und wer macht den Quizmaster?«, sagte Ree. »Jede Quizshow braucht einen. Außerdem – was für Preise soll es geben? Die müssen nämlich gut sein. Details! Wir müssen das alles genauestens planen, Jeanette.«

Ree hatte den Kopf in die Hand gestützt und wühlte mit den Fingern in ihren gebleichten, dichten Locken, während sie Jeanette betrachtete. Oben an Rees Stirn war ein Fleck vernarbte Haut, der wie das Symbol für einen Grill aussah, drei tiefe, parallele Linien. Jeanette wusste zwar nicht, was die Narben verursacht hatte, aber sie konnte sich denken, *wer* dafür verantwortlich war: ein Mann. Vielleicht Rees Vater, vielleicht ihr Bruder, vielleicht ein Lover, vielleicht ein Typ, den sie nie zuvor gesehen hatte und auch nie wiedersehen würde. Die Insassinnen des Frauengefängnisses von Dooling hatten – gelinde ausgedrückt – nur sehr wenige Geschichten über gewonnene Preise zu erzählen. Dafür umso mehr Geschichten über üble Typen.

Was konnte man da machen? Man konnte in Selbstmitleid zerfließen. Man konnte sich selbst oder alle anderen hassen. Man konnte sich zudröhnen, indem man Reinigungsmittel schnüffelte. Man konnte tun, was man wollte (im Rahmen zugegebenermaßen eingeschränkter Möglichkeiten), aber das änderte nichts an der Lage. Die nächste Chance, das große, glänzende Glücksrad zu drehen, kam erst wieder bei der nächsten Anhörung vor dem Bewährungsausschuss. Jeanette wollte sich dabei so viel Mühe wie möglich geben. Schließlich musste sie an ihren Sohn denken.

Ein hallender Schlag ertönte. Der Beamte in der Wachstation hatte die vierundsechzig Schlösser aufschnappen lassen. Es war halb sieben. Alle raus aus den Zellen zum Durchzählen.

»Mir fällt erst mal nichts ein, Ree«, sagte Jeanette. »Denk selbst drüber nach, ich tu das auch, und später tauschen wir uns aus.« Sie schwang die Beine aus dem Bett und stand auf.

2

Einige Meilen vom Gefängnis entfernt, auf der Terrasse der Familie Norcross, war der Pooljunge Anton damit beschäftigt, totes Ungeziefer aus dem Bassin zu keschern. Den Swimmingpool hatte Dr. Clinton Norcross seiner Frau Lila zum zehnten Hochzeitstag geschenkt. Wenn Clint den Pooljungen zu Gesicht bekam, fragte er sich oft, ob das ein kluges Geschenk gewesen war. Heute Morgen war es wieder so weit.

Anton trug seinen nackten Oberkörper zur Schau, und zwar aus zwei guten Gründen. Erstens sollte es heute ein heißer Tag werden. Zweitens war sein Bauch hart wie ein Brett. Er hatte einen Sixpack, wie er im Bucho stand; er sah damit aus wie ein Modellathlet auf dem Cover eines Liebesromans. Wenn man auf Antons Bauch feuerte, dann empfahl es sich, das von der Seite her zu tun, damit man nicht von Abprallern getroffen wurde. Wovon der Kerl sich wohl ernährte? Von bergeweise reinem Protein? Und worin bestand sein Trainingsprogramm? Im Ausmisten des Augiasstalls?

Anton hob den Blick und lächelte unter den dunkel schimmernenden Gläsern seiner Wayfarer hindurch. Mit der freien Hand winkte er Clint zu, der ihn vom Badezimmerfenster im Obergeschoss aus beobachtete.

»Lieber Herrgott«, sagte Clint leise zu sich selbst. Er winkte zurück. »Hab Erbarmen!«

Clint stahl sich vom Fenster weg. Im Spiegel der geschlossenen Badezimmertür tauchte ein achtundvierzigjähriger Mann mit weißer Hautfarbe auf, Bachelor von der Cornell University, Medizinstudium an der NYU, kleiner Rettungsring von zu viel Grande Mocha bei Starbucks. Sein grau melierter Bart erinnerte weniger an einen maskulinen Holzfäller als an einen struppigen, einbeinigen Schiffskapitän.

Dass ihn sein Alter und sein allmählich schlaffer werdender Körper überraschten, kam Clint ziemlich komisch vor. Er hatte nie etwas für männliche Eitelkeit übriggehabt, vor allem nicht wenn sie im mittleren Alter auftrat, und seine angesammelte Berufserfahrung hatte diese Abneigung noch verstärkt. Was Clint als großen Wendepunkt seiner medizinischen Laufbahn betrachtete, hatte sich 1999 ereignet, vor achtzehn Jahren, wo ein zukünftiger Patient namens Paul Montpelier ihn als jungen Arzt wegen einer »Krise seiner sexuellen Ambitionen« konsultiert hatte.

»Was meinen Sie denn mit dem Ausdruck *sexuelle Ambitionen*?«, hatte er Montpelier gefragt. Wenn man ambitioniert war, hatte man es normalerweise auf eine Beförderung abgesehen, aber Leiter der Sexabteilung konnte man eigentlich nicht werden. Merkwürdige Umschreibung.

»Ich meine ...« Montpelier wog offenbar verschiedene Erklärungen ab. Schließlich räusperte er sich und entschied sich. »Ich will es noch bringen. Will noch ran an den Speck.«

»Das kommt mir nicht ungewöhnlich ambitioniert vor«, sagte Clint. »Eher ganz normal.«

Clint hatte gerade erst seine psychiatrische Facharztausbildung abgeschlossen, weshalb er sich die Hörner noch nicht abgestoßen hatte. Das war sein zweiter Tag in der Praxis, und Montpelier war erst sein zweiter Patient.

(Sein erster Patient war eine junge Dame mit Angstgefühlen gewesen. Sie fürchtete, ihre Aufnahmeanträge für verschiedene Kollegen könnten abgewiesen werden. Allerdings stellte sich ziemlich schnell heraus, dass sie ausgezeichnete Noten vorweisen konnte. Nachdem Clint sie darauf hingewiesen hatte, bestand keine Notwendigkeit für eine Behandlung oder auch nur einen weiteren Termin bei ihm mehr. *Geheilt!* Das hatte er unten auf den gelben Notizblock mit seinen Aufzeichnungen gekritzelt.)

An jenem Tag hatte Paul Montpelier, der Clint gegenüber auf dem Kunstledersessel saß, einen weißen Pullunder und Hosen mit

Bügel falte getragen. Vornüber gebeugt hockte er da, ein Bein breit über das andere geschlagen, und hielt sich mit einer Hand an seinem Anzugschuh fest. Clint hatte beobachtet, wie er auf dem Parkplatz vor dem niedrigen Bürogebäude seinen knallroten Sportwagen abgestellt hatte. Den hatte ihm seine Position als Topmanager in der Kohlenindustrie ermöglicht, obwohl Clint das hagere, sorgenvolle Gesicht eher an einen der Panzerknacker erinnerte, die in den alten Comics immer Onkel Dagobert auf die Pelle rückten.

»Meine Frau sagt – na ja, eigentlich sagt sie es nicht, aber, Sie wissen schon, es ist klar, was sie meint. Die, äh, *unterschwellige Botschaft*. Sie will, dass ich mich davon löse. Von meinen sexuellen Ambitionen, meine ich.« Er hob ruckhaft das Kinn.

Clint folgte seinem Blick. An der Decke drehte sich der Ventilator. Wenn Montpelier seine sexuellen Ambitionen dorthin sandte, wurden sie abgesäbelt.

»Unterfüttern wir das doch ein wenig, Paul. Wie ist das Thema zwischen Ihnen und Ihrer Frau überhaupt zur Sprache gekommen? Womit hat es angefangen?«

»Ich hatte eine Affäre. Das war der Auslöser. Und Rhoda – meine Frau – hat mich rausgeschmissen! Ich habe ihr erklärt, es wäre nicht wegen ihr, sondern wegen ... Na ja, ich hatte halt das Bedürfnis. Männer haben eben Bedürfnisse, die Frauen nicht immer verstehen.« Montpelier ließ den Kopf kreisen und stieß ein frustriertes Zischen aus. »Ich will mich nicht scheiden lassen! Irgendwas in mir hat das Gefühl, dass *sie* diejenige ist, die damit zurechtkommen muss. Mit mir, meine ich.«

Unter Montpeliers Augen wölbten sich tiefe purpurrote Falten, und unter der Nase war ein kleiner roter Strich, wo er sich geschnitten hatte, vielleicht mit einem billigen Einmalrasierer, den er sich hatte besorgen müssen, weil seine Frau ihn ohne sein richtiges Rasierzeug aus dem Haus geworfen hatte. Seine Traurigkeit und Verzweiflung waren echt, und Clint konnte sich vorstellen,

welchen Schmerz dem Mann seine plötzliche Vertreibung bereitete – schließlich lebte er nun in einem Hotel aus dem Koffer und verzehrte in irgendeinem Imbiss einsam und allein verwässerte Speisen. Um eine klinische Depression handelte es sich zwar nicht, aber sein Zustand war so heikel, dass er Respekt und Fürsorge verdiente, auch wenn er sich selbst in diese Lage gebracht hatte.

Montpelier beugte sich über sein Altersbäuchlein. »Seien wir ehrlich. Ich bin bald fünfzig, Dr. Norcross. Was Sex angeht, sind meine besten Tage schon vorüber. Die habe ich für meine Frau hingegeben. Habe sie ihr *geopfert*. Ich habe Windeln gewechselt. Habe die Kinder zu sämtlichen Sportveranstaltungen und Wettbewerben gefahren, habe Geld für die Studiengebühren angespart. Ich habe alles geleistet, was man von einem Ehemann erwarten kann. Wieso können wir da jetzt nicht zu irgendeiner Einigung kommen? Wieso muss alles so furchtbar zerstritten sein?«

Clint hatte nichts erwidert und einfach abgewartet.

»Letzte Woche war ich bei Miranda. Das ist die Frau, mit der ich geschlafen habe. Wir haben es in der Küche getrieben. Wir haben es in ihrem Schlafzimmer getrieben. Fast hätten wir es noch ein drittes Mal unter der Dusche gemacht. Ich war glücklich wie ein Fisch im Wasser! Endorphine! Dann bin ich nach Hause gefahren, wir haben nett mit den Kindern zu Abend gegessen und abschließend Scrabble gespielt, und alle anderen waren ebenfalls froh und glücklich! Wo liegt das Problem? Das Problem ist *selbst gemacht*, finde ich. Wieso steht mir denn nicht ein bisschen Freiheit zu? Ist das zu viel verlangt? Ist das denn so frevelhaft?«

Einige Sekunden sagte keiner der beiden etwas. Montpelier beäugte Clint. In dessen Kopf flitzten die Worte herum wie Kaulquappen. Sie wären leicht zu fangen gewesen, aber er hielt sich weiterhin zurück.

Hinter seinem Besucher lehnte ein gerahmtes Bild an der Wand, ein Druck von Hockney, den Clint von Lila bekommen hatte, »damit

das Büro gemütlicher ist«. Er hatte vor, ihn später aufzuhängen. Neben dem Bild standen halb ausgepackte Kartons mit seinen medizinischen Fachbüchern.

Jemand muss dem Mann helfen, dachte der junge Arzt unwillkürlich, und das sollte man durchaus in dem hübschen, ruhigen Zimmer hier mit dem an der Wand lehrenden Hockney-Druck tun. Aber musste es sich bei der helfenden Person tatsächlich um Dr. med. Clinton R. Norcross handeln?

Schließlich hatte er extrem hart gearbeitet, um Arzt zu werden, und *ihm* hatten seine Eltern nicht die Studiengebühren finanziert. Er war in schwierigen Umständen aufgewachsen und hatte alles selbst bezahlt, teilweise nicht nur mit Geld. Um durchzukommen, hatte er Dinge getan, von denen er seiner Frau nie etwas erzählt hatte, wobei es auch bleiben würde. Hatte er all die Dinge für so etwas getan? Um jemand wie den sexuell ambitionierten Paul Montpelier zu behandeln?

Montpeliers breites Gesicht verzog sich zu einer Verständnis heischenden Grimasse. »Oje. Mist. Ich gebe keine gute Figur ab, was?«

»Aber nicht doch«, sagte Clint und schob seine Zweifel für die nächste halbe Stunde beiseite. Gemeinsam walzten sie das Problem aus und betrachteten es von allen Seiten; sie debattierten über den Unterschied zwischen Begierde und Bedürfnis; sie sprachen über Mrs. Montpelier und deren (nach Meinung ihres Gatten) dröge sexuelle Vorlieben; sie machten sogar einen erstaunlich aufrichtigen Abstecher zu Paul Montpeliers frühester sexueller Erfahrung in der Pubertät, wo er mit dem Maul des Plüschkrokodils von seinem kleinen Bruder onaniert hatte.

Um seiner beruflichen Verpflichtung Genüge zu tun, erkundigte Clint sich, ob Montpelier je überlegt habe, sich etwas anzutun. (Nein.) Wie Montpelier sich wohl bei vertauschten Rollen gefühlt hätte? (Angeblich hatte er seiner Frau gesagt, sie könne tun und lassen, wie ihr der Sinn stehe.) In welcher Lage Montpelier

sich wohl in fünf Jahren sehe? (Worauf der Mann in dem weißen Pullunder zu weinen anfang.)

Am Ende der Sitzung sagte Montpelier, er freue sich schon auf die nächste, aber sobald er gegangen war, rief Clint bei dem Telefonservice an, wo man seine Sprechstunden betreute. Man solle alle Anrufe für ihn an einen bestimmten Kollegen in Maylock, dem Nachbarort, weiterleiten. Die Frau am anderen Ende erkundigte sich, wie lange das geschehen solle.

»Bis es in der Hölle zu schneien anfängt«, sagte Clint. Durchs Fenster beobachtete er, wie Montpelier seinen knallroten Sportwagen rückwärts aus der Parkbucht lenkte und auf Nimmerwiedersehen davonfuhr.

Anschließend rief er Lila an.

»Hallo, Dr. Norcross.« Ihre Stimme vermittelte ihm das, was andere Leute meinten – oder meinen sollten –, wenn sie sagten, ihnen werde warm ums Herz. Sie fragte, wie es ihm an seinem zweiten Tag so gehe.

»Gerade hat mich der am wenigsten selbstkritische Mensch Amerikas aufgesucht«, sagte er.

»Ach? Mein Vater war bei dir? Bestimmt hat ihn der Hockney verwirrt.«

Sie war schlagfertig, seine Frau, so schlagfertig wie warmherzig, und auch ebenso tough. Lila liebte ihn, ließ aber nicht nach, ihn zurechtzustutzen. Wahrscheinlich brauchte er das. Wie die meisten Männer.

»Ha, ha«, sagte Clint. »Hör mal, du hast doch erzählt, dass im Gefängnis bald eine Stelle frei sein soll. Weißt du da was Neues?«

Ein, zwei Sekunden lang herrschte Schweigen, während seine Frau offenkundig über die möglichen Konsequenzen der Frage nachdachte. Dann antwortete sie mit einer Gegenfrage: »Clint, hast du mir etwas zu beichten?«

Clint hatte nicht einmal in Betracht gezogen, dass sie von seiner Entscheidung enttäuscht sein könnte, die Privatpraxis zugunsten

einer Anstellung im öffentlichen Dienst aufzugeben. Er war fest davon ausgegangen, dass sie es nicht sein würde.

Lila war eben ein Geschenk des Himmels.

3

Um mit dem Elektrorasierer an die grauen Stoppeln unter der Nasenspitze zu kommen, musste Clint das Gesicht so verziehen, dass er wie Quasimodo aussah. Aus dem linken Nasenloch ragte ein schneeweißes Haar. Anton konnte so viel mit seinen Hanteln jonglieren, wie er wollte, weiße Härchen in der Nase erwarteten jeden Mann, genau wie jene, die aus den Ohren sprossen. Es gelang Clint, das Exemplar mit dem Rasierer zu beseitigen.

Er war nie so muskulös gewesen wie Anton, nicht einmal in seinem letzten Jahr auf der Highschool, als ihm vom Familiengericht die Unabhängigkeit geschenkt worden war, er daraufhin allein lebte und Zeit hatte, sich der Leichtathletik zu widmen. Clint war damals eher schlaksig und hager gewesen; er hatte einen straffen, aber flachen Bauch gehabt wie sein Sohn Jared heute. Soweit er sich erinnerte, war Paul Montpelier fleischiger gewesen als das Spiegelbild, das er am heutigen Morgen sah. Dennoch ähnelte er weniger Anton als Montpelier. Was wohl aus dem geworden war? Hatte er seine Krise überwinden können? Wahrscheinlich. Die Zeit heilte schließlich alle Wunden. Allerdings verwundete sie, wie ein alter Scherzbold bemerkt hatte, auch alles, was heil war.

Clint hatte nur eine völlig normale – also gesunde, ihm völlig bewusste und im Bereich der Fantasie verbleibende – Sehnsucht fremdzugehen. Im Gegensatz zu Paul Montpelier damals befand er sich in keiner krisenhaften Lage. Sein Leben war das, was er

unter normal verstand: ein zweiter Blick auf ein hübsches Mädchen, das ihm auf der Straße begegnete; eine instinktive Kopfdrehung, wenn eine Frau in einem kurzen Rock aus dem Wagen stieg; eine beinahe unterbewusste Lüsterheit auf eines der Models, die zur Dekoration von *Der Preis ist heiß* dienten. Es war melancholisch und vielleicht auch ein bisschen seltsam, wie der eigene Körper sich beim Älterwerden immer weiter von dem Aussehen entfernte, das man am liebsten gehabt hätte, während die alten Instinkte (nicht Ambitionen, Gott behüte!) übrig blieben wie Kochgeruch, lange nachdem das Essen verzehrt worden war. Verglich er alle Männer mit sich selbst? Nein. Er war nur eines der Stammesmitglieder, das war alles. Das echte Rätsel stellten ohnehin die Frauen dar.

Clint lächelte sich im Spiegel an. Inzwischen war er glatt rasiert. Er stand im Leben. Er war etwa so alt, wie Paul Montpelier es 1999 gewesen war.

»He, Anton«, sagte er zum Spiegel. »Du kannst mich mal!« Die angeberische Pose war zwar nur vorgetäuscht, aber er hatte sich zumindest Mühe gegeben.

Im Schlafzimmer jenseits der Badezimmertür hörte er ein Schloss klicken. Eine Schublade ging auf, und es polterte, wie wenn Lila dort wie üblich ihre Dienstwaffe deponierte. Die Schublade wurde zugeschoben und wieder verschlossen. Es folgten ein Seufzer und ein Gähnen.

Um Lila nicht zu stören, falls sie sofort einschlafen wollte, zog Clint sich wortlos an und nahm seine Schuhe in die Hand, um sie nach unten zu tragen, statt sie auf der Bettkante sitzend anzuziehen.

Lila räusperte sich. »Ist schon in Ordnung. Ich bin noch wach.«

Clint war sich nicht sicher, ob das auch stimmte. Lila hatte es gerade einmal geschafft, den obersten Knopf der Uniformhose zu lösen, da musste sie schon aufs Bett geplumpst sein. Sie hatte nicht einmal die Decke übergezogen.

»Du bist bestimmt total erschöpft«, sagte er. »Ich bin gleich weg. Ist die Sache auf der Mountain Rest Road bereinigt?«

Am Abend hatte sie ihm per SMS mitgeteilt, dass es dort einen Unfall gegeben habe, und geschrieben: *Geh lieber schlafen*. So etwas war zwar schon vorgekommen, aber doch ungewöhnlich. Daraufhin hatte er mit Jared auf der Veranda Steaks gegrillt und ein paar Dosen Anchor Steam geleert.

»Ein Auflieger hat sich abgekoppelt. Von einem Laster, der für so eine Tierfutterfirma unterwegs war, weiß nicht mehr, wie die hieß. Ist umgekippt und hat die ganze Straße blockiert. Überall Katzenstreu und Hundefutter. Wir mussten einen Bulldozer anfordern, damit der das Zeug aus dem Weg räumt.«

»Klingt nach 'nem ganz schönen Schlamassel.« Er bückte sich und gab ihr einen Kuss auf die Wange. »Hör mal – wie wär's, wenn wir anfangen, zusammen joggen zu gehen?« Die Idee war ihm gerade gekommen und hatte ihn sofort aufgemuntert. Man konnte den eigenen Körper zwar nicht daran hindern, schlappzumachen und fett zu werden, aber ein bisschen Widerstand konnte man doch leisten.

Lila öffnete das rechte Auge. Im trüben Licht des mit Vorhängen abgedunkelten Zimmers hatte es eine blassgrüne Färbung. »Heute Morgen nicht.«

»Natürlich nicht«, sagte Clint. Er blieb einen Moment in seiner gebückten Haltung, weil er dachte, sie würde seinen Kuss erwidern. Sie wünschte ihm jedoch nur einen schönen Tag und sagte, er solle dafür sorgen, dass Jared die Mülltonnen an die Straße stelle. Dann sank das Augenlid wieder herab. Ein grünes Funkeln ... weg war es.

Der Geruch im Schuppen war unerträglich.

Evies nackte Haut kribbelte; sie musste gegen einen Würgereiz ankämpfen. Der Gestank war eine Mischung aus verbrannten Chemikalien, schalem Marihuanarauch und verdorbenem Essen.

Einer der Falter hatte sich in ihren Haaren verfangen, wo er beruhigend an der Kopfhaut pulsierte. Während sie sich umblickte, atmete sie so flach wie möglich.

Der aus Fertigbauteilen errichtete Schuppen war als Drogenküche ausgestattet. In der Mitte stand ein Gasherd, von dem vergilbte Schläuche zu zwei weißen Propanflaschen führten. Ein an der Wand stehendes Regal enthielt Tablett, Wasserkanister, eine offene Packung Druckverschlussbeutel, Reagenzgläser, Korkstückchen, zahllose abgebrannte Streichhölzer, ein Pfeifchen aus verkohltem Glas und einen Waschtrog, von dem ein Schlauch nach draußen führte, direkt unter dem Netz hindurch, das Evie beim Hereinkommen zur Seite gezogen hatte. Der Boden war mit leeren Flaschen und verbeulten Getränkedosen übersät. Außerdem stand da ein wacklig aussehender Gartenstuhl, dessen Lehne mit dem Logo von Dale Earnhardt Jr. bedruckt war. In einer Ecke lag zusammengeknüllt ein grau kariertes Hemd.

Evie schüttelte die Steifheit und zumindest einen Teil des Drecks aus dem Hemd, bevor sie es anzog. Die Zipfel hingen ihr bis über den Hintern und die Oberschenkel. Bis vor Kurzem hatte das Kleidungsstück eindeutig jemand Ekelhaftes gehört. Ein eindrucksvoller, den Umrissen von Kalifornien entsprechender Fleck im Brustbereich wies darauf hin, dass der ekelhafte Typ Mayonnaise mochte.

Sie hockte sich neben die Gasflaschen und riss die vergilbten Schläuche heraus. Dann drehte sie die Regler an den Flaschen jeweils einen knappen Zentimeter weit auf.

Nachdem Evie den Schuppen verlassen und das Netz hinter sich wieder zugezogen hatte, blieb sie stehen, um tief die frischere Luft einzuatmen.

Etwa hundert Schritte weiter stand auf der bewaldeten Böschung ein Trailer, vor dem auf einer Kiesfläche ein Pick-up und zwei Personenwagen geparkt waren. An einer Wäscheleine hingen neben einigen verblichenen Slips und einer Jeansjacke drei ausgeweidete Kaninchen, von denen eines noch tropfte. Aus dem Schornstein des Mobilheims quoll der Rauch von Holzfeuer.

Jenseits des lichten Waldes und der Wiese stand der gewaltige Baum, von dem Evie gekommen war, doch von hier aus war er nicht mehr sichtbar. Trotzdem war sie nicht allein: Das Dach des Schuppens war mit einem Pelz aus Motten bedeckt, die hin und her flatterten.

Evie ging die Böschung hinab. Dürre Zweige stachen ihr in die Füße, ein Steinbrocken schnitt ihr die Ferse auf. Trotzdem verlangsamte sie ihre Schritte nicht, ihre Wunden heilten immer schnell. An der Wäscheleine blieb sie stehen und lauschte. Sie hörte einen Mann lachen, einen Fernseher und das Geräusch zahlloser Würmer, die in dem kleinen Garten um sie herum das Erdreich durchwühlten.

Das noch blutende Kaninchen wandte ihr seine trüben Augen zu. Sie erkundigte sich bei ihm, was sie zu erwarten habe.

»Drei Männer, eine Frau«, sagte das Kaninchen. Von den zerfetzten schwarzen Lippen erhob sich eine einzelne Fliege. Sie flog ein paar Kreise und verschwand in der Höhlung des schlaffen Ohrs. Im Innern hörte Evie die Fliege herumsummen. Das nahm sie der Fliege nicht übel – die tat, wozu Fliegen geschaffen waren –, aber sie trauerte um das Kaninchen, das so ein erbärmliches Schicksal nicht verdient hatte. Zwar liebte Evie alle Tiere, aber besonders die kleineren, die durch die Wiesen krochen und über die ausgelegten Fallen hüpfen, die mit den zarten Flügeln und die mit den Hoppelbeinchen.

Sie legte die hohle Hand an den Hinterkopf des sterbenden Kainchens und brachte dessen verkrusteten schwarzen Mund sanft an ihren. »Danke«, flüsterte Evie, dann ließ sie es in Frieden.

5

Das Leben in diesem speziellen Winkel der Appalachen hatte unter anderem den Vorteil, dass man sich mit zwei Einkommen aus öffentlicher Hand ein anständiges Eigenheim leisten konnte. Das in modernem Stil gestaltete Haus der Familie Norcross mit seinen drei Schlafzimmern stand in einem relativ einheitlichen Neubauviertel. Die Häuser dort waren hübsch und geräumig, ohne protzig zu sein, der Garten war groß genug, darin Ball zu spielen, und in der warmen Jahreszeit fiel der Blick auf die üppig laubbewaldeten Hügel ringsum. Ein bisschen deprimierend an dem Viertel war, dass trotz Kaufpreisnachlass beinahe die Hälfte der ziemlich attraktiven Heime leer stand. Das blitzsaubere, gepflegte Musterhaus ganz oben am Hang war die Ausnahme; man hatte es fast vollständig möbliert. Lila meinte, es sei nur eine Frage der Zeit, bis irgendein Meth-Dealer in eines der leeren Häuser einbrach, um von dort aus seine Geschäfte zu führen. Sie solle sich keine Sorgen machen, hatte Clint gesagt, schließlich kenne er die Polizeichefin. Er komme sogar ziemlich regelmäßig mit ihr zusammen.

(»Ach, steht die auf ältere Herren?«, hatte Lila erwidert, die Augen niedergeschlagen und sich angeschmiegt.)

Im Obergeschoss befanden sich das Elternschlafzimmer, das Zimmer von Jared und das dritte Schlafzimmer, das von den beiden Erwachsenen als Büro genutzt wurde. Die große offene Küche im Erdgeschoss war nur durch eine Theke vom Wohnzimmer abgetrennt.

Dort ging es rechts durch eine Glastür in das nur selten verwendete Esszimmer.

Clint saß an der Küchentheke, trank Kaffee und las auf seinem iPad die *New York Times*. In Nordkorea hatte ein Erdbeben eine unbekannte Zahl an Todesopfern gefordert. Die nordkoreanische Regierung behauptete, dank der hervorragenden Bauweise seien die Schäden gering geblieben, doch auf Handyvideos konnte man die staubbedeckten Leichen zwischen den Trümmern liegen sehen. Im Golf von Aden brannte ein Bohrturm, wahrscheinlich aufgrund von Sabotage, für die sich aber niemand bekannte. Die Länder der Golfregion taten alle wie ein Haufen Jungen, die beim Baseballspielen ein Fenster zertrümmerten und dann schnurstracks nach Hause rannten. In der Wüste von New Mexico standen sich seit vierundvierzig Tagen das FBI und eine von Kinsman Brightleaf (eigentlich Scott David Winstead Jr.) angeführte Miliz gegenüber. Die fröhliche Schar weigerte sich, Steuern zu zahlen, die Gesetzmäßigkeit der amerikanischen Verfassung anzuerkennen und ihr Arsenal an automatischen Waffen abzuliefern. Wenn man erfuhr, dass Clint Psychiater war, forderte man ihn oft auf, die psychischen Erkrankungen von Politikern, Promis und anderen öffentlichen Personen zu diagnostizieren. Normalerweise lehnte er das ab, doch in diesem Fall fühlte er sich durchaus in der Lage, auch aus der Entfernung eine Diagnose abzugeben: Kinsman Brightleaf litt an einer dissoziativen Störung.

Ganz unten auf der ersten Seite gab es ein Foto mit einer hohl-äugigen jungen Frau, die mit einem Säugling auf den Armen irgendwo in den Appalachen vor einer Bretterbude stand, Bildunterschrift: *Krebs im Kohlerevier*. Das erinnerte Clint an den Chemieunfall fünf Jahre zuvor, bei dem der durch die Stadt fließende Fluss verseucht worden war. Daraufhin war die Wasserversorgung eine Woche lang unterbrochen worden. Inzwischen war angeblich alles wieder in bester Ordnung, aber Clints Familie blieb trotzdem bei Mineralwasser, nur um auf Nummer sicher zu gehen.

Die Sonne wärmte sein Gesicht. Er blickte hinaus auf die beiden großen Ulmen, die am Ende des Gartens hinter dem Pool standen. Wenn er sie sah, musste er immer an zwei Brüder oder Schwestern oder an Mann und Frau denken – tief im Boden waren ihre Wurzeln bestimmt bis zum Tode vereint. In der Ferne ragten dunkelgrüne Berge in die Höhe; die Wolken am hellblauen Himmel schienen dahinzuschmelzen. Vögel flogen umher und sangen. Was für eine verfluchte Schande, wie die schöne Landschaft für die Menschen vergeudet wurde! Das war auch so ein Spruch, den er von einem alten Scherzbold gehört hatte.

Clint wollte gern glauben, dass die Landschaft für ihn nicht vergeudet war. Er hatte nie erwartet, einmal einen solchen Ausblick genießen zu dürfen. Und er fragte sich, wie alt und klapprig er wohl werden musste, bevor er begriff, weshalb manche Leute so viel Glück und andere so viel Pech hatten.

»Morgen, Dad! Was Neues auf der Welt? Irgendwelche guten Nachrichten?«

Als Clint sich vom Fenster abwandte, sah er Jared in die Küche schlendern, damit beschäftigt, den Reißverschluss seines Rucksacks zuzuziehen.

»Moment ...« Er blätterte die elektronischen Seiten durch, schließlich wollte er seinen Sohn nicht mit Berichten über eine Ölpest, eine Miliz oder eine Krebserkrankung in die Schule schicken. Ah, da war genau das Richtige. »Physiker haben die Theorie aufgestellt, dass das Universum eventuell ewig existiert.«

Jared durchforstete den Schrank mit den Snacks, wählte einen Energieriegel und steckte ihn in die Tasche. »Und das hältst du für gut? Was heißt das deiner Meinung nach?«

Clint überlegte kurz, bevor er merkte, dass sein Sohn ihn auf die Schippe nahm. »Schon durchschaut«, sagte er, warf Jared einen Blick zu und zog mit dem Mittelfinger leicht ein Augenlid herunter.

»Nur nicht schüchtern sein, Dad, du kannst es mir ruhig beraten. Schließlich sind wir Vater und Sohn, da bleibt alles unter

uns.« Jared goss sich eine Tasse Kaffee ein. Er trank ihn schwarz, was Clint früher auch getan hatte, als sein Magen noch jung gewesen war.

Die Kaffeemaschine stand neben dem Spülbecken, von wo man durchs Fenster auf die Terrasse sah. Während Jared Kaffee schlürfte, blickte er hinaus. »Wow. Ganz sicher, dass du Mama allein lassen willst, solange Anton hier rumtigert?«

»Jetzt mach dich auf die Socken«, sagte Clint. »Ab in die Schule, damit du was lernst.«

Sein Sohn war richtig groß geworden. Wauwau war Jareds erstes Wort gewesen, auch wenn es sich eher nach Baubau angehört hatte. »Wau! Wau!« Er war ein liebenswerter Junge gewesen, wissbegierig und gutwillig, und er hatte sich zu einem liebenswerten jungen Mann entwickelt, der immer noch wissbegierig und gutwillig war. Clint war stolz darauf, dass Jared durch die Geborgenheit, in der er aufgewachsen war, immer mehr zu sich selbst gefunden hatte. Clint hatte anderes erlebt.

In letzter Zeit hatte er mit der Idee gespielt, den Jungen mit Kondomen auszustatten, aber über das Thema wollte er mit Lila eigentlich nicht sprechen, und irgendetwas provozieren wollte er auch nicht. Eigentlich wollte er überhaupt nicht darüber nachdenken. Jared behauptete steif und fest, er und Mary seien nichts als Freunde, was er vielleicht sogar selbst glaubte. Allerdings sah Clint, mit welchem Blick er das Mädchen betrachtete, und so sah man nur jemand an, mit dem man sehr, sehr eng befreundet sein wollte.

»Wie wär's mal wieder mit dem coolen Handshake aus der Little League?«, sagte Jared und hob beide Hände. »Den kannst du doch noch, oder?«

Natürlich konnte Clint den noch: Fäuste aneinanderschlagen, Daumen raus und verschränken, Handflächen so drehen, dass sie aneinander vorbeiglitten, und schließlich zweimal über dem Kopf in die Hände klatschen. Obwohl er das schon lange nicht mehr

gemacht hatte, klappte es perfekt, und beide mussten lachen. Das brachte den Morgen zum Leuchten.

Jared war schon auf und davon, als Clint einfiel, dass er seinem Sohn hatte auftragen sollen, den Abfall mit hinauszunehmen.

Noch ein Aspekt des Älterwerdens – man vergaß, woran man sich erinnern wollte, und erinnerte sich an das, was man vergessen wollte. Der alte Scherzbold, der das gesagt hatte, hätte er selbst sein können. Vielleicht sollte er damit ein Kissen besticken lassen.

6

Da sie seit sechzig Tagen gute Führung vorzuweisen hatte, durfte Jeanette Sorley dreimal pro Woche von acht bis neun Uhr morgens den Gemeinschaftsraum aufsuchen. In Wirklichkeit bedeutete das von acht bis fünf vor neun, weil um neun ihre Sechsstundenschicht in der Holzwerkstatt begann. Dort verbrachte sie ihre Zeit damit, durch eine dünne Baumwollmaske hindurch Lack einzuatmen, während sie Stuhlbeine anfertigte. Damit verdiente sie drei Dollar pro Stunde. Das Geld kam auf ein Konto, um ihr per Scheck ausbezahlt zu werden, wenn sie herauskam (die Häftlinge nannten ihre Arbeitskonten »Frei Parken« wie bei Monopoly). Die Stühle wurden in dem Gefängnisladen auf der anderen Seite der Route 17 verkauft. Manche kosteten sechzig Dollar, die meisten achtzig, und das Gefängnis verkaufte eine Menge. Jeanette hatte keine Ahnung, wofür man den Erlös verwendete, und es war ihr auch schnuppe. Worauf es ihr ankam, war das Recht zum Besuch des Gemeinschaftsraumes. Dort gab es einen großen Fernseher, Brettspiele und Zeitschriften. Außerdem standen da der Snackautomat und der Getränkeautomat. Die funktionierten zwar nur mit Vierteldollars, und die hatten die Häftlinge nicht,

weil sie als Schmuggelware galten – eine echte Zwickmühle! –, aber zumindest konnte man sehen, was es so gab. (Überdies wurde der Gemeinschaftsraum zu festgelegten Zeiten in der Woche zum Besucherraum, und erfahrene Besucher wie Jeanettes Sohn Bobby waren bestens informiert, dass sie massenhaft Vierteldollars mitbringen sollten.)

Heute Morgen saß Jeanette neben Angel Fitzroy, und sie sahen sich auf dem in Wheeling beheimateten Sender WTRF, Channel 7, die Morgennachrichten an. Die bestanden aus dem üblichen Sammelsurium: Schüsse aus einem vorbeifahrenden Auto heraus, Brand im Umspannwerk, Festnahme einer Frau, die bei einer Monster Jam eine andere Frau attackiert hatte, Hickhack im Staatsparlament um ein neues Männergefängnis, das auf einem Tagebau errichtet worden war und offenbar strukturelle Probleme aufwies. An der überregionalen Front dauerte die Auseinandersetzung mit Kinsman Brightleaf an. Auf der anderen Seite des Erdballs waren mehrere Tausend Nordkoreaner bei einem Erdbeben ums Leben gekommen, und in Australien wurde über den Ausbruch einer Schlafkrankheit berichtet, die anscheinend ausschließlich Frauen befiel.

»Das liegt am Meth«, sagte Angel Fitzroy. Sie knabberte genüsslich an einem Twix, das sie im Ausgabefach des Snackautomaten entdeckt hatte.

»Was denn? Die schlafenden Frauen, das Mädels bei der Monster Jam oder der komische Heilige?«

»Eventuell alles, aber eigentlich hab ich an die bei der Monster Jam gedacht. Ich hab mir so was nämlich auch mal angesehen, und da waren praktisch alle bis auf die Kinder entweder auf Meth oder bekifft. Willst du was abhaben?« Sie deckte mit der anderen Hand die Überreste des Riegels ab (falls Officer Lampley gerade die Überwachungskameras im Blick hatte) und hielt ihn Jeanette hin. »Schmeckt nicht so muffig wie manches von dem Zeug da drin.«

»Verzichte, danke«, sagte Jeanette.

»Manchmal sehe ich was und wünsch mir, tot zu sein«, sagte Angel nüchtern. »Oder ich wünsch mir, dass alle anderen tot sind. Guck mal da.« Sie deutete auf das neue Poster, das zwischen dem Snack- und dem Getränkeautomaten hing. Darauf abgebildet war eine Sanddüne mit Fußabdrücken, die scheinbar ins Unendliche führten. Unter dem Foto stand eine Botschaft: ES GEHT NUR DARUM, HINZUKOMMEN.

»Hingekommen ist der Typ offenbar, aber wo ist eigentlich *hin*?«, wollte Angel wissen. »Wo haben die das Foto aufgenommen?«

»Im Irak?«, riet Jeanette. »Wahrscheinlich ist er jetzt in der nächsten Oase.«

»Quatsch, der ist an einem Hitzschlag krepirt. Liegt gleich hinter der Düne, wo man ihn nicht sehen kann, mit rausgequollenen Augen und 'ner Haut, schwarz wie ein Zylinder.« Angel lächelte nicht dabei. Sie war ein Meth-Head und ein echtes Landei, rau wie Reibeisen, getauft in einer illegalen Schnapsdestille. Verurteilt hatte man sie wegen Körperverletzung, aber wie Jeanette sie einschätzte, hätte sie praktisch alles auf dem Kerbholz haben können. Ihr Gesicht war so knochig und kantig, dass man damit das Straßenpflaster hätte aufbrechen können. Einen Gutteil ihrer Zeit in Dooling hatte sie in Trakt C verbracht. Dort durfte man nur zwei Stunden täglich aus der Zelle. Trakt C war der Ort für richtig schlimme Mädels.

»Ich glaube nicht, dass man schwarz wird, wenn man in der Wüste an einem Hitzschlag stirbt, selbst im Irak nicht«, sagte Jeanette. Angel zu widersprechen (auch wenn man es humorvoll meinte) konnte gefährlich sein, weil sie laut Dr. Norcross »Aggressionsprobleme« hatte, aber heute Morgen verspürte Jeanette irgendwie Lust, sich in Gefahr zu begeben.

»Wollte bloß sagen, dass das alles kompletter Schwachsinn ist«, sagte Angel. »Wirklich entscheidend ist, das beschissene Heute zu überleben, das weiß doch jeder.«

»Was meinst du, wer das Poster aufgehängt hat? Dr. Norcross?«
Angel schnaubte. »Der hat mehr Grips im Kopf. Nee, das war Coates, unsere gute, alte Chefin. *Jaaaanice*. Bekanntlich steht die Süße auf Motivationstraining. Hast du das Plakat in ihrem Büro gesehen?«

Das hatte Jeanette. Wie auf einem altmodischen Werbeplakat zeigte es ein Kätzchen, das sich mit den Vorderpfoten an einem Ast festklammerte. Durchhalten ist alles! Klar doch. Die meisten Kätzchen hier im Knast waren längst auf den Boden runtergeknallt. Oder im Kopf durchgeknallt.

In den Fernsehnachrichten kam inzwischen das Fahndungsfoto eines Ausbrechers. »Au Mann«, sagte Angel. »Kein gutes Beispiel für *black is beautiful*, was?«

Jeanette erwiderte nichts. Tatsächlich stand sie immer noch auf Typen mit fiesem Blick. Sie arbeitete zwar mit Dr. Norcross daran, aber vorläufig fühlte sie sich weiterhin unwiderstehlich von Männern angezogen, die aussahen, als könnten sie jeden Moment auf die Idee kommen, einem mit dem Schneebesen den nackten Rücken zu bearbeiten, während man gerade duschte.

»Übrigens, man hat McDavid in einen von den Bunkern in Trakt A gesteckt«, sagte Angel.

»Wo hast du das denn her?« Kitty McDavid gehörte zu den Leuten, die Jeanette am liebsten mochte; sie war ebenso clever wie resolut. Man munkelte, dass sie sich draußen mit ziemlich üblen Typen herumgetrieben habe, aber sie hatte keine echte Gemeinheit an sich bis auf die Sorte, die sie gegen sich selbst richtete. Irgendwann in der Vergangenheit hatte sie sich mit Hingebung regelmäßig geritzt; die Narben waren auf den Brüsten, an den Seiten und an den Oberschenkeln sichtbar. Außerdem neigte sie periodisch zu Depressionen, wenngleich die Pillen, die Norcross ihr verschrieb, irgendwie eine gewisse Wirkung zeigten.

»Wenn du alles Neue hören willst, musst du früher herkommen«, sagte Angel. »Ich hab's von der da.« Sie zeigte auf Maura

Dunbarton, eine ältere Kalfaktorin, die lebenslänglich hatte. Maura ging gerade mit ihrem Rollwagen herum, um auf den Tischen Zeitschriften zu verteilen, was sie mit unendlicher Sorgfalt erledigte. Das weiße Haar stand als feiner Strahlenkranz vom Kopf ab. Die Beine steckten in einer dicken Stützstrumpfhose, deren Farbe an Zuckerwatte erinnerte.

»Maura!«, rief Jeanette leise. Lautes Rufen war im Gemeinschaftsraum strikt untersagt, außer wenn am Besuchstag Kinder kamen oder wenn die Häftlinge einmal im Monat ihre Partynacht feierten. »Komm mal her, mein Schatz!«

Maura schob den Wagen langsam auf die beiden zu. »Ich hab 'n total süßes Teenagermagazin dabei«, sagte sie. »Hat eine von euch Interesse?«

»So was hat mich nicht mal als Teenager interessiert«, sagte Jeanette. »Was ist mit Kitty los?«

»Die hat die halbe Nacht gebrüllt«, sagte Maura. »Komisch, dass du sie nicht gehört hast. Man hat sie aus ihrer Zelle geholt, ihr 'ne Betonspritze verpasst und sie in A geschafft. Jetzt schläft sie.«

»Was hat sie denn gebrüllt?«, fragte Angel. »Oder hat sie bloß einfach so gebrüllt?«

»Dass die schwarze Königin kommt«, sagte Maura. »Noch heute wird die hier sein, hat sie behauptet.«

»Aretha hat 'nen Auftritt hier bei uns im Bau?«, sagte Angel. »Die Queen of Soul ist jedenfalls die einzige schwarze Königin, die ich kenne.«

Maura beachtete sie nicht. Stattdessen starrte sie auf die blauäugige Blondine, die auf dem Zeitschriftencover abgebildet war. »Will wirklich keine von euch das Ding hier? Da sind ein paar richtig hübsche Partykleider drin.«

»So ein Kleid trag ich bloß bei meiner Hochzeit«, sagte Angel und lachte.

»War Dr. Norcross schon bei Kitty?«, fragte Jeanette.

»Der ist noch nicht da«, sagte Maura. »Ich hatte mal ein Partykleid. Total hübsches Blau, ziemlich bauschig. Mein Mann hat mit dem Bügeleisen ein Loch reingebrannt. Aus Versehen. Er wollte mir nur helfen. Aber ihm hat nie jemand beigebracht, wie man bügelt. Die meisten Männer lernen das nie. Und jetzt lernt er's erst recht nie mehr.«

Keine der beiden erwiderte etwas. Was Maura Dunbarton ihrem Mann und den zwei Kindern angetan hatte, war wohlbekannt. Es war zwar dreißig Jahre her, aber manche Verbrechen waren unauslöschlich.

7

Vor drei oder vier Jahren – vielleicht waren es auch fünf oder sechs; die Nullerjahre waren ihr irgendwie durch die Finger geronnen und hatten nur verschwommene Anhaltspunkte hinterlassen – hatte ein Mann Tiffany Jones auf dem Parkplatz hinter einem Kmart in North Carolina erklärt, sie werde noch Probleme kriegen. So schemenhaft die letzten eineinhalb Jahrzehnte auch gewesen waren, an diesen Moment erinnerte sie sich bestens. Kreischende Möwen pickten in dem vor der Laderampe verstreuten Müll; leichter Regen lief an den Fenstern des Jeeps herab, in dem sie saß und der dem Typ gehörte, der meinte, sie werde noch Probleme kriegen. Der Typ war ein Kaufhausbulle. Sie hatte ihm gerade einen Blowjob verpasst.

Der Grund dafür war, dass er sie beim Klauen eines Deos erwischt hatte. Daraufhin hatten die beiden eine ziemlich klare und wenig überraschende Vereinbarung getroffen: Sie versorgte ihn mit Oralsex, er ließ sie laufen. Er war ein echter Fleischbrocken, weshalb es nicht gerade einfach gewesen war, Zugang zu seinem

Schwanz zu kriegen, ohne dass seine Wampe, die Oberschenkel und das Lenkrad im Weg waren. Aber Tiffany hatte schon so allherhand zustande gebracht, und verglichen damit war der Akt derart belanglos, dass er nichts Besonderes darstellte, wäre da nicht das gewesen, was der Mann sagte.

»War 'n ziemlicher Horrortrip für dich, was?« Auf seinem verschwitzten Gesicht breitete sich ein mitfühlendes Grinsen aus, während er auf dem Sitz hin und her rutschte, damit er die hellrote Jogginghose hochbekam, wahrscheinlich das Einzige, was er in seiner Schweinegröße tragen konnte. »Wenn man in 'ne Lage gerät, wo man auf jemand wie mich eingehen muss, weiß man, dass man noch Probleme kriegen wird.«

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Tiffany angenommen, dass die Leute, von denen sie missbraucht wurde – zum Beispiel ihr Cousin Truman –, vor sich selbst verleugneten, was gerade geschah. Wenn dem nicht so wäre, wie sollten sie dann weitermachen können? Wie konnte man einen anderen Menschen verletzen oder erniedrigen, wenn man sich völlig bewusst war, was man tat? Tja, offenbar konnte man das durchaus – und Männer wie der schweinespeckige Wachmann taten es. Diese Erkenntnis, die urplötzlich so viel von Tiffanys ganzem beschissenem Leben erklärte, war ein echter Schock gewesen. Tiffany wusste nicht recht, ob sie je darüber hinweggekommen war.

In dem blasenförmigen Lampenschirm über der Arbeitsfläche tummelten sich drei oder vier Motten. Die Glühbirne war ausgebrannt. Das war egal, in den Trailer fiel momentan mehr als genug Morgenlicht. Die Motten flatterten wie wild; ihre kleinen Schatten zuckten hin und her. Wie die wohl da reingekommen waren? Ach ja, und wie war Tiffany eigentlich selbst hier gelandet? Nachdem sie in ihren späten Teenagerjahren eine ziemlich harte Zeit überstanden hatte, war es ihr gelungen, in die Spur zu kommen. 2006 hatte sie in einem Bistro gekellnert und anständig Trinkgeld eingestrichen. Sie hatte eine Zweizimmerwohnung in

Charlottesville, wo sie auf dem Balkon Farne züchtete. Dafür, dass sie die Highschool abgebrochen hatte, ging es ihr ziemlich gut. Am Wochenende hatte sie oft ein großes, braunes Pferd namens Moline gemietet, das brav und freundlich gewesen war, und war im Shenandoah-Nationalpark herumgeritten. Jetzt befand sie sich in einem beschissenen Kaff mitten in den Appalachen, hockte in einem Trailer und hatte die angekündigten Probleme bereits gekriegt. Immerhin waren die Probleme in Watte gepackt. Sie taten nicht so weh, wie es eigentlich zu erwarten gewesen wäre, was aber vielleicht wiederum das Schlimmste an so etwas war, weil sie tief im Innern steckten, ganz hinten im allerletzten Winkel von einem, wo man selbst nicht ...

Tiffany hörte einen dumpfen Schlag, dann lag sie urplötzlich auf dem Boden. An der Stelle, wo sie an eine Kante geknallt war, pochte ihre Hüfte.

Mit der Zigarette zwischen den Lippen starrte Truman auf sie herab.

»Erde an Cracknutte!« Er trug seine Cowboystiefel und Boxershorts, sonst nichts. Die Muskeln am Oberkörper spannten sich eng wie Plastikfolie über die Rippen. »Erde an Cracknutte«, wiederholte Truman und klatschte vor ihrem Gesicht in die Hände, als wäre sie ein unerzogener Hund. »Hast du Tomaten auf den Ohren? Da klopft jemand an die Tür.«

Tru war ein solches Arschloch, dass der Teil von Tiffany, der noch lebendig war – jener Teil, der gelegentlich den Impuls spürte, sich die Haare zu bürsten oder Elaine anzurufen, die Frau von der Beratungsstelle, die sie zu einem stationären Entzug überreden wollte –, ihn manchmal mit geradezu wissenschaftlichem Staunen beobachtete. Als Arschloch setzte Tru einen hohen Standard, weshalb Tiffany sich immer mal wieder die Frage stellte: »Ist XY ein größeres Arschloch als Truman?« Kaum jemand war mit ihm auch nur zu vergleichen – eigentlich bisher nur Donald Trump und irgendwelche Kannibalen. Trumans Latte an Vergehen war

entsprechend lang. Als Junge hatte er sich den Finger in den Hintern gesteckt, um ihn dann kleineren Kindern ins Nasenloch zu bohren. Später hatte er nicht nur Geld von seiner Mutter gestohlen, sondern auch ihren Schmuck und ihre Antiquitäten verpfändet. Tiffany mit Meth angefixt hatte er bei einem nachmittäglichen Besuch in ihrer hübschen Wohnung in Charlottesville. Seine Vorstellung, ihr einen Streich zu spielen, bestand darin, dass er ihr im Schlaf eine brennende Zigarette in die nackte Haut der Schulter drückte. Truman hatte mehrere Frauen vergewaltigt, war dafür aber nie ins Gefängnis gewandert. Manche Arschlöcher hatten eben einfach Dusel. Auf seinem Gesicht wucherte ein ungleichmäßiger, rotgoldener Bart, in den Augen glänzten riesige Pupillen, und daran, wie er jetzt das Kinn vorreckte, erkannte man den höhnischen, dreisten Jungen, der er immer gewesen war.

»Cracknutte, kommen!«

»Was ist denn?«, stammelte Tiffany.

»Ich hab dir gesagt, du sollst die Tür aufmachen! Mannomann!« Truman täuschte einen Faustschlag an, worauf sie schützend die Hände über den Kopf hielt. Als sie blinzelte, spürte sie Tränen in den Augen.

»Fick dich«, sagte sie halbherzig und hoffte, dass Dr. Flickinger das nicht gehört hatte. Der war gerade auf der Toilette. Tiffany mochte den Doktor, weil der echt abgefahren war. Er nannte sie immer Madame und zwinkerte ihr dabei zu, um ihr zu zeigen, dass er sich nicht über sie lustig machte.

»Du bist eine zahnlose, taube Cracknutte«, verkündete Truman, wobei er die Tatsache übersah, dass er selbst dringend eine kosmetische Zahnbehandlung gebraucht hätte.

Trumans Freund kam aus dem Schlafzimmer des Trailers, setzte sich an den Klappstisch und sagte: »Cracknutte nach Hause telefonieren.« Er kicherte über den eigenen Witz und wackelte mit den Ellbogen. An seinen Namen erinnerte Tiffany sich nicht, aber sie hoffte, dass seine Mutter ordentlich stolz auf ihren Sohn war,

der sich Mr. Hankey, den Weihnachtskot aus *South Park*, auf den Adamsapfel hatte tätowieren lassen.

Es klopfte an der Tür. Diesmal hörte Tiffany es; es war ein fester, doppelter Schlag.

»Ach, vergiss es! Wir wollen dir ja keine Umstände machen, Tiff. Bleib einfach auf deinem fetten Arsch hocken.« Truman riss die Tür auf.

Draußen stand eine Frau. Sie trug eines von Trumans karierten Hemden, unter dem oliv getönte Beine herausragten.

»Was soll denn das!«, sagte Truman. »Was willst du?«

Die Antwort kam mit leiser Stimme. »Hallo, Mann.«

Ohne sich vom Stuhl am Tisch zu erheben, rief der Freund von Truman: »Sag mal, bist du etwa die Avon-Beraterin, oder was?«

»Hör mal, Süße«, sagte Truman. »Du kannst gern reinkommen – aber das Hemd da brauche ich irgendwie gerade.«

Das brachte Trumans Freund zum Lachen. »Das kann ja wohl nicht wahr sein! Hast du etwa Geburtstag, Tru?«

Im Badezimmer hörte Tiffany die Toilettenspülung rauschen. Offenbar hatte Dr. Flickinger sein Geschäft erledigt.

Die Frau an der Tür hob abrupt die Hand und packte Truman am Hals. Er gab ein leises Keuchen von sich, während ihm die Zigarette aus dem Mund fiel. Dann griff er sich mit einer Hand an den Hals und grub die Fingernägel ins Handgelenk der Besucherin. Tiffany sah, wie deren Haut unter dem Druck weiß wurde, aber sie ließ nicht los.

An Trumans Wangenknochen tauchten rote Flecken auf. Aus den Schlitzen, die seine Fingernägel ins Handgelenk der Frau gegraben hatten, tropfte Blut. Dennoch ließ sie nicht los. Das keuchende Geräusch wurde zu einem Pfeifen. Mit der freien Hand tastete er nach dem Griff des Bowiemessers, das in seinem Gürtel steckte, und zog es heraus.

Die Frau trat durch die Tür, während sie den Unterarm der zusteichenden Messerhand umklammerte. Dann schob sie Truman

brutal zurück, bis er mit dem Rücken an die Wand des Trailers krachte. Das alles geschah so schnell, dass Tiffany das Gesicht der Fremden gar nicht richtig sehen konnte, nur den Vorhang ihrer verknäulten, schulterlangen Haare, die so dunkel waren, dass sie irgendwie grünlich schimmerten.

»He, he, he«, sagte Trumans Freund und griff nach der hinter der Küchenrolle liegenden Pistole, während er sich langsam erhob.

Die roten Flecke auf Trumans Wangen hatten sich zu violetten Wolken ausgedehnt. Er gab ein Geräusch wie von über Parkett quietschende Sneakers von sich. Seine Grimasse erschlaffte zu einem traurig herabhängenden Clownsgesicht, die Augen verdrehten sich. Links von seinem Brustbein sah Tiffany unter der straffen Haut den Herzschlag pulsieren. Die Frau verfügte über eine erstaunliche Kraft.

»He«, wiederholte Trumans Freund, während die Frau Truman einen Kopfstoß verpasste. Mit einem Knallfroschkrahen brach seine Nase.

Ein Blutschweif peitschte zur Decke hoch. Ein paar Tropfen klatschten an den gewölbten Lampenschirm. Die Motten darin flippten aus. Sie prallten so hektisch ans Glas, dass es klirrte, als würde man einen Eiswürfel im Glas schwenken.

Als Tiffanys Blick wieder nach unten glitt, sah sie, dass die Frau Trumans Körper in Richtung Tisch drehte. Dort stand Trumans Freund und hob die Pistole. Ein Donnern wie von einer steinernen Bowlingkugel hallte durch den Trailer. Auf Trumans Stirn wurde ein unregelmäßig geformtes Puzzleteil sichtbar. Über sein rechtes Auge sank ein halb abgerissenes Stück Haut mit Augenbrauenresten und blieb lose hängen. Blut strömte über den schlaffen Mund und am Kinn entlang. Beim Anblick des Hautstücks mit der Augenbraue, das bis über die Wange baumelte, musste Tiffany an die Textilstreifen denken, die in der Autowaschanlage an die Windschutzscheibe klatschten.

Der zweite Schuss bohrte ein Loch in Trumans Schulter. Blut sprühte Tiffany aufs Gesicht, während die Frau sich samt der Leiche auf Trumans Freund warf. Unter dem Gewicht der drei Körper brach der Tisch zusammen. Tiffany schrie, ohne einen Laut zu hören.

Dann tat die Zeit einen Sprung.

Tiffany lag in der Ecke vom Kleiderschrank und war bis zum Kinn mit einem Regenmantel bedeckt. Dumpfe, rhythmische Schläge ließen den Trailer auf seinem Fundament hin und her schwanken. Eine viele Jahre alte Erinnerung an die Küche des Bistros in Charlottesville stieg in Tiffany auf, daran, wie der Koch mit einem Hammer das Kalbfleisch bearbeitet hatte. Sie hörte etwas reißen, Metall und Plastik, dann verstummten die Schläge. Der Trailer hörte auf zu schaukeln.

Ein Klopfen erschütterte die Schranktür.

»Alles in Ordnung da drin?« Es war die Frau.

»Geh weg!«, jaulte Tiffany.

»Der eine im Bad ist zum Fenster raus. Du brauchst dir seinetwegen keine Sorgen zu machen.«

»Was hast du getan?«, schluchzte Tiffany. Sie war mit Trumans Blut bespritzt, und sie wollte nicht sterben.

Die Frau antwortete nicht sofort. Das war auch nicht nötig, schließlich hatte Tiffany gesehen, was sie getan hatte. Zumindest genug davon. Gehört hatte sie ebenfalls genug.

»Du solltest dich jetzt ausruhen«, sagte die Frau. »Ruh dich einfach aus.«

Obwohl ihr von den Schüssen noch die Ohren dröhnten, glaubte Tiffany einige Sekunden später das Klicken zu hören, mit dem die Außentür geschlossen wurde.

Sie kauerte sich unter den Regenmantel und murmelte stöhnend Trumans Namen vor sich hin.

Er hatte ihr beigebracht, wie man Dope rauchte – nimm kleine Züge, hatte er gesagt. »Dann fühlst du dich besser.« Was für ein

Lügner. Was für ein Dreckskerl er doch gewesen war, was für ein Monster. Warum also weinte sie um ihn? Sie kam nicht dagegen an. Wie sehr sie auch wollte, sie konnte sich einfach nicht wehren.

8

Die Avon-Beraterin, die keine Avon-Beraterin war, wandte dem Trailer den Rücken zu und ging zurück zum Meth-Labor. Bei jedem Schritt roch es stärker nach Propan, bis die Luft ganz widerlich danach stank. Hinter Evie wurden ihre Fußabdrücke sichtbar, weiß, klein und zart, Formen, die von nirgendwoher kamen und aus Seidenpflanzenflaum zu bestehen schienen. Die Zipfel des geborgten Hemdes flatterten um ihre langen Oberschenkel.

Vor dem Schuppen hob sie ein Blatt Papier auf, das sich in einem Strauch verfangen hatte. Oben stand darauf in fetten blauen Buchstaben: TÄGLICH AUSVERKAUF! Darunter sah man Fotos von großen und kleinen Kühlschränken, von Wasch- und Spülmaschinen, Mikrowellen, Staubsaugern, Müllpressen, Küchenmaschinen und dergleichen mehr. Auf einem Bild blickte eine propere junge Frau in Jeans vielsagend auf ihre Tochter hinunter, die blond wie Mami war. Das süße Balg hielt ein Kunststoffbaby in den Armen, auf das es lächelnd hinunterblickte. Angeboten wurden ferner große Fernseher, auf deren Bildschirm Männer Football oder Baseball spielten, in ihrem Sportwagen saßen oder mit riesigen Gabeln und Zangen neben einem Gartengrill standen. Es stand zwar nicht ausdrücklich da, aber die Botschaft des Werbezettels war eindeutig: Frauen umsorgten Nest und Brut, während Männer die Beute brien.

Evie rollte den Zettel zu einer Röhre zusammen und schnippte mit den Fingern der Linken ans Ende. Beim ersten und zweiten

Schnippen sprang ein Funken heraus, beim dritten flammte das Papier auf. Auch Evie konnte braten. Sie hielt die Röhre in die Höhe, um die Flamme zu betrachten, bevor sie sie in den Schuppen warf. Dann ging sie mit schnellen Schritten davon, quer durch den Wald auf die Route 43 zu, die von den Einheimischen als Ball's Hill Road bezeichnet wurde.

»Viel zu tun heute«, sagte sie zu den Motten, die sie wieder umkreisten. »Sehr viel zu tun.«

Als der Schuppen in die Luft flog, drehte sie sich nicht um. Sie zuckte nicht einmal zusammen, als ein Stück Wellblech über ihren Kopf pfiff.

KAPITEL 2

1

Der Amtssitz des Sheriffs von Dooling County schlummerte in der Morgensonne. Die drei Arrestzellen waren unbesetzt; die vergitterten Türen standen offen, der Boden war frisch gewischt und roch nach Desinfektionsmittel. Auch das einzige Vernehmungszimmer war leer, ebenso das Büro von Lila Norcross. Linny Mars, die Leitstellendisponentin, hatte das ganze Gebäude für sich allein. Hinter ihrem Schreibtisch hing ein Poster mit einem zähnebleckenden, muskelbepackten Häftling in orangefarbenem Overall, der mit zwei Kurzhanteln trainierte. ER LÄSST KEINEN TAG LOCKER, warnte das Poster, UND DAS SOLLTEST DU AUCH NICHT TUN!

Im Allgemeinen ignorierte Linny diesen gut gemeinten Rat. Seit sie im YWCA vorübergehend an einem Dancercise-Kurs teilgenommen hatte, verzichtete sie zwar auf Sport, war jedoch trotzdem stolz auf ihr Aussehen. Momentan studierte sie in der *Marie Claire* einen Artikel über die richtige Anwendung von Eyelinern. Um eine gerade Linie hinzubekommen, drückte man zuerst den kleinen Finger an den Wangenknochen. Dadurch hatte man die Haut besser im Griff und sorgte dafür, dass sie nicht unvermutet zuckte. Außerdem wurde in dem Artikel vorgeschlagen, in der Mitte anzufangen, den Stift von dort aus zum äußeren Augenwinkel zu

führen, um dann an der Nase anzusetzen und das Werk zu vollenden. Tagsüber ein dünnerer Strich, ein dickerer, dramatischerer für die alles entscheidende abendliche Verabredung mit dem Typen, der sich hoffentlich ...

Das Telefon läutete. Nicht der normale Anschluss, sondern der mit dem roten Streifen auf dem Hörer. Linny legte die Frauenzeitschrift beiseite (wobei sie sich eine innere Notiz machte, sich demnächst beim Drogeriemarkt den Stift von L'Oréal zu besorgen) und nahm ab. Sie arbeitete bereits fünf Jahre als Disponentin, und in einer solchen Morgenstunde ging es wahrscheinlich um eine Katze, die auf einen Baum geklettert war, einen entlaufenen Hund, ein Missgeschick in der Küche oder – hoffentlich nicht! – um ein Kleinkind, das etwas verschluckt hatte und zu ersticken drohte. Der Schwachsinn, bei dem Waffen im Spiel waren, ereignete sich praktisch immer erst nach Sonnenuntergang, normalerweise im Zusammenhang mit dem Squeaky Wheel.

»Notruf, was ist passiert?«

»Die Avon-Beraterin hat Tru umgebracht!«, kreischte die Frau am anderen Ende. »Tru und seinen Freund! Wie der heißt, weiß ich nicht, aber sie hat dem seinen verdammten Kopf direkt durch die verdammte Wand gerammt! Wenn ich da noch mal hinschauen muss, werde ich blind!«

»Ma'am, sämtliche Notrufe werden aufgezeichnet«, sagte Linny. »Wir mögen keine Scherze.«

»Wieso Scherze? Das ist kein Scherz! Das gemeine Aas ist einfach hier reinspaziert und hat Tru umgebracht! Tru und den anderen Typen da! Hier ist alles voll mit Blut!«

Beim Gestammel mit der Avon-Beraterin war Linny sich zu neunzig Prozent sicher gewesen, dass es sich um einen Streich oder um jemand handelte, der nicht ganz bei Trost war; nun war sie sich zu achtzig Prozent sicher, dass sie es mit einem echten Anliegen zu tun hatte. Die Frau plärrte so heftig, dass sie kaum zu verstehen war, von ihrem extremen Hillbilly-Akzent ganz zu schweigen.

Wäre Linny nicht in Mink Crossing in der County Kanawha aufgewachsen, hätte sie den Wortschwall leicht für eine Fremdsprache halten können.

»Wie ist Ihr Name, Ma'am?«

»Tiffany Jones, aber da kommt's jetzt nich drauf an! Die zwei sind tot, und ich weiß nich, warum sie mich nich auch noch umgebracht hat, aber was is, wenn sie wiederkommt?«

Linny beugte sich vor, um den Dienstplan zu studieren – wer da war und wer gerade Streife fuhr. Insgesamt standen neun Wagen zur Verfügung, aber ein, zwei waren fast immer in der Werkstatt. Dooling County war die kleinste County im Staat, wenn auch nicht die allerärmste; diese zweifelhafte Ehre gebührte der benachbarten County McDowell, die mitten in der Pampa lag.

»Ihre Nummer wird auf meinem Bildschirm nicht angezeigt.«

»Natürlich nich! Das is eins von Trumans Handys. Der bastelt an denen immer rum. Er ...« Eine Pause entstand, es knackte, und dann wurde die Stimme von Tiffany Jones zugleich leiser und schriller. »Ach du lieber Gott, jetzt hat sie auch noch das Labor in die Luft gesprengt! Warum hat sie das bloß gemacht? O Gott, o mein Gott, o ...«

Linny wollte gerade fragen, wovon sie da rede, als sie einen Donnerschlag hörte. Der war nicht besonders laut und brachte die Fenster nicht zum Klirren, aber es war eindeutig ein Donnerschlag. Als hätte ein Jagdflieger aus Langley drüben in Virginia gerade die Schallmauer durchbrochen.

Wie schnell breitete Schall sich eigentlich aus, überlegte sie. Haben wir die Formel nicht mal im Physikunterricht durchgenommen? Aber das war schon lange her. Beinahe in einem anderen Leben.

»Tiffany? Tiffany Jones? Sind Sie noch dran?«

»Schicken Sie endlich jemand her, bevor die Bäume Feuer fangen!« Tiffany schrie jetzt so laut, dass Linny den Hörer vom Ohr weghalten musste. »Der soll seiner verdammten Nase folgen!

Gucken, wo der Rauch ist! Der steigt schon in den Himmel! Hinterm Ball's Hill, an der Fähre und dem Holzmarkt vorbei!«

»Die Frau, die Sie als Avon-Beraterin bezeichnet haben ...«

Mitten im Heulen brach Tiffany in Gelächter aus. »Ach, die erkennt man schon, wenn man sie sieht. Die ist voll von dem Blut von Truman Mayweather.«

»Kann ich Ihre Adresse ...«

»Trailer haben keine Adresse! Tru will keine Post kriegen! Halten Sie endlich die Klappe, und schicken Sie jemand her!«

Damit legte Tiffany auf.

Linny durchquerte den leeren Raum und trat in die Morgensonne hinaus. Am Rand der Main Street standen mehrere Leute, schirmten mit der Hand die Augen ab und blickten nach Osten. In dieser Richtung stieg etwa drei Meilen weit entfernt schwarzer Rauch auf. Ganz gerade, ohne sich zu kräuseln, Gott sei Dank. Dort befand sich nämlich tatsächlich der Holzmarkt von Adams in der Nähe, ein Ort, den sie gut kannte, zuerst von Ausflügen mit dem Pick-up ihres Vaters und dann von eben solchen Ausflügen mit dem Pick-up ihres Mannes. Männer hatten viele merkwürdige Vorlieben. Dazu gehörten offenbar Holzmärkte, die sogar eine größere Faszination auszuüben schienen als Monstertrucks, wenn auch eine wesentlich kleinere als Waffenbörsen.

»Was ist denn da los?«, rief Drew T. Barry von der gleichnamigen Versicherungsagentur, der auf der anderen Straßenseite vor seinem Schaufenster stand. Er war sichtlich bereits damit beschäftigt, die zu erwartenden Schadenersatzforderungen zu addieren.

Ohne etwas zu erwidern, ging Linny wieder hinein, um bei der Feuerwehr anzurufen, wo es wahrscheinlich ohnehin schon rundging. Dann würde sie Wagen vier mit Terry Coombs und Roger Elway losschicken und schließlich die Chefin informieren. Die lag bestimmt noch schlafend im Bett, nachdem sie sich gestern Abend krankgemeldet hatte.

2

Aber Lila Norcross schlief nicht.

Irgendwann hatte sie einmal gelesen, wahrscheinlich beim Warten auf die Zahnhygienikerin oder den Augenarzt, dass man durchschnittlich fünfzehn bis dreißig Minuten zum Einschlafen brauchte. Dabei galt allerdings ein Vorbehalt, den Lila nur zu gut kannte – man musste in einer ruhigen Gemütsverfassung sein, und das traf auf sie momentan nicht zu. Unter anderem war sie immer noch angezogen, wenngleich sie wenigstens die Hose und die braune Uniformbluse aufgeknöpft hatte. Auch das Dienstkoppel hatte sie abgenommen. Sie fühlte sich schuldig, weil sie es nicht gewohnt war, ihrem Mann Lügen aufzutischen, und bis heute Morgen war es noch nie eine richtig große gewesen.

Unfall auf Mountain Rest Road, hatte ihre SMS gelautet. *Ruf bitte nicht an, wir müssen hier erst aufräumen.* Am Morgen hatte sie dem noch ein paar Details hinzugefügt, die sie jetzt quälten wie ein Stachel im Fleisch. *Überall Katzenstreu und Hundefutter! Wir mussten einen Bulldozer anfordern!* So etwas wäre doch in die Wochenzeitung gekommen, oder nicht? Allerdings las Clint das Blatt nie, also war das wahrscheinlich kein Problem. Aber über einen derart spektakulären Unfall wäre sicher viel geredet worden, und wenn das niemand tat, würde Clint sich fragen ...

»Er will, dass man ihm auf die Schliche kommt«, hatte sie zu ihrem Mann gesagt, als sie auf HBO eine Dokumentation – Titel: *Der Unglücksbringer* – über einen reichen, exzentrischen Serienmörder namens Robert Durst gesehen hatten. Das war am Anfang der zweiten von sechs Folgen gewesen. »Sonst hätte er sich bestimmt nicht bereit erklärt, mit den Filmemachern zu sprechen.« Und tatsächlich saß Robert Durst inzwischen wieder im Gefängnis. Die Frage lautete: Wollte Lila ebenfalls, dass man ihr auf die Schliche kam?

Wenn nicht, wieso hatte sie Clint dann überhaupt eine SMS geschickt? In dem betreffenden Moment hatte sie sich gesagt, wenn er jetzt anrufen und den Lärm hören würde, der in der Sporthalle der Coughlin High School herrschte – die klatschende Menge, das Quietschen der Basketballschuhe auf dem Parkett, das Jaulen der Sirene –, dann würde er natürlich fragen, wo sie sei und was sie dort zu schaffen habe. Allerdings hätte sie ja warten können, bis sich die Mailbox einschaltete, um ihn später zurückzurufen, oder etwa nicht?

Da habe ich nicht dran gedacht, redete sie sich ein. Ich war nervös und durcheinander.

Wahr oder falsch? Heute Morgen neigte sie zu Letzterem. Dazu, dass sie sich absichtlich in ihren Aussagen verstrickt hatte. Dass sie Clint dazu bringen wollte, sie zu einem Geständnis zu zwingen, damit er derjenige war, der den Stein ins Rollen brachte.

Bedrückt kam ihr in den Sinn, dass es trotz ihrer langen Berufserfahrung bei der Polizei ihr Mann – ein Psychiater – war, der einen wesentlich besseren Kriminellen abgegeben hätte. Clint wusste genau, wie man ein Geheimnis bewahrte.

Lila fühlte sich, als hätte sie in ihrem Haus ein ganz neues Stockwerk entdeckt. Rein zufällig hatte sie mit der Hand an eine abgewetzte Stelle an der Wand gedrückt, worauf eine Treppe sichtbar geworden war. An der Wand des Geheimgangs war ein Kleiderhaken angebracht, und daran hing eine von Clints Jacken. Der Schock war schlimm, der Schmerz war schlimmer, aber am schlimmsten war ihre Beschämung: Wie hatte sie es nur nicht merken können? Und sobald sie es entdeckt hatte, sobald sie zur Realität ihres Lebens erwacht war, wie hatte sie auch nur eine einzige Sekunde weiterleben können, ohne es herauszuschreien? Da hatte dein Mann, mit dem du dich so viele Jahre tagtäglich unterhalten hast, da hatte der Vater deines Kindes eine Tochter, ohne sie je zu erwähnen – wenn das keinen Schrei rechtfertigte, kein Brüllen voller Zorn und Schmerz, was dann? Statt-

dessen hatte sie ihm einen schönen Tag gewünscht und sich wieder hingelegt.

Schließlich machte sich ihre Erschöpfung doch bemerkbar und überdeckte ihren Kummer. Sie spürte, dass sie bald einschlafen würde, und das war gut. Nach fünf oder sechs Stunden Schlaf sah bestimmt alles einfacher aus; sie würde ruhiger sein und in der Lage, mit Clint zu sprechen; vielleicht konnte er ihr ja helfen, es zu begreifen. Das war doch seine Aufgabe, oder nicht? Dem Kuddelmuddel des Lebens Sinn zu verleihen. Na, jedenfalls hatte sie ein schönes Kuddelmuddel für ihn parat! Katzenstreu auf der ganzen Straße. Katzenscheiße im Geheimgang, Katzenstreu *und* Katzenscheiße auf dem Basketballfeld, auf dem ein Mädchen namens Sheila die Schultern sinken ließ, damit die Verteidigerin zurückwich, um dann zur Seite zu springen und den Korb anzupeilen.

Eine Träne rann ihr die Wange hinab, und sie atmete tief aus, der Flucht in den Schlaf schon ganz nahe.

Etwas kitzelte sie im Gesicht. Es fühlte sich wie eine Haarsträhne an, vielleicht war es auch ein Faden, der sich vom Kissen gelöst hatte. Sie wischte es weg, versank ein bisschen tiefer und wäre beinahe richtig eingeschlafen, als ihr Telefon sie aufschrecken ließ. Es steckte noch im Koppel, das auf dem Zedernholzkasten am Bettende lag.

Sie öffnete die Augen und richtete sich schwankend auf. Der Faden, die Haarsträhne, oder was es sonst war, strich ihr über die Wange; sie wischte es weg. Clint, wenn das du bist ...

Sie grapschte nach dem Telefon und starrte auf das Display. Nicht Clint. Das einzige Wort da lautete ZENTRALE. Die Uhr zeigte 7:57 an. Lila tippte auf das grüne Telefonsymbol.

»Sheriff? Lila? Sind Sie wach?«

»Nein, Linny, das ist hoffentlich alles nur ein Traum.«

»Ich glaube, wir haben ein großes Problem.«

Linny verhielt sich knapp und professionell. Das war anerkennenswert, aber in ihre Stimme hatte sich ihr alter ländlicher Akzent

geschlichen, was bedeutete, dass sie sich ernsthaft Sorgen machte. Lila riss die Augen weit auf, als könnte ihr das helfen, wacher zu werden.

»Die Anruferin hat mehrere Morde gemeldet, draußen Richtung Holzmarkt. Vielleicht hat sie sich da geirrt oder gelogen, wenn sie nicht sogar 'ne Halluzination hatte, aber auf jeden Fall hat's einen mächtigen Schlag getan. Haben Sie den nicht gehört?«

»Nein. Sagen Sie mir genau, was Sie wissen.«

»Ich kann Ihnen den Anruf vorspielen, dann ...«

»Sagen Sie's mir einfach.«

Linny erstattete Bericht: Frau unter Drogeneinfluss, hysterisch, zwei Tote, Täterin angeblich Avon-Beraterin, Explosion, Rauch am Himmel sichtbar.

»Und Sie haben ...«

»Wagen vier losgeschickt. Terry und Roger. Laut denen ihrer letzten Meldung sind sie bald vor Ort.«

»Okay. Gut.«

»Sind Sie ...«

»Unterwegs.«

3

Auf halbem Wege zu dem in der Einfahrt stehenden Streifenwagen nahm sie wahr, dass Anton Dubcek zu ihr herüberstarrte. Mit dem nackten Oberkörper, den schweißglänzenden Brustmuskeln und der Hose, die ihm (gerade noch) auf den Hüften hing, sah der Pooljunge aus, als wollte er sich als Pin-up-Boy für einen Chippendales-Kalender bewerben. Er stand am Bordstein neben seinem Transporter, aus dem er irgendein Reinigungsgerät herausholte. Auf der Seite des Fahrzeugs stand in verschnörkelter Kursivschrift *Anton the Pool Guy*.

»Was stieren Sie denn so?«

»Auf schöne Aussichten«, sagte Anton und schenkte ihr ein strahlendes Lächeln, mit dem er wahrscheinlich schon jede Barkeeperin landauf, landab bezirzt hatte.

Sie blickte an sich hinab und sah, dass sie ihre Bluse weder in die Hose gesteckt noch zugeknöpft hatte. Der schlichte weiße BH darunter offenbarte wesentlich weniger als ihre beiden Bikinioberteile (die zudem wesentlich schicker waren), aber Männer hatten offenbar eine spezielle Beziehung zu Unterwäsche; wenn sie eine Frau im BH sahen, verhielten sie sich, als hätten sie mit einem Rubbellos für fünf Dollar gerade das Zehnfache gewonnen. Mensch, auf dem Umstand hatte Madonna damals ihre ganze Karriere aufgebaut! Wahrscheinlich vor Antons Geburt, fiel Lila ein.

»Funktioniert der Spruch eigentlich, Anton?« Sie knöpfte die Bluse zu und steckte sie in den Bund. »Wenigstens ab und zu mal?«

Das Lächeln wurde breiter. »Da würden Sie staunen.«

Ach, was für weiße Zähne! Von Staunen konnte keine Rede sein.

»Die Hintertür ist offen, falls Sie was zu trinken wollen. Schließen Sie aber ab, wenn Sie fertig sind, okay?«

»Klar doch.« Er hob die Hand zu einem halbherzigen Salut.

»Bier ist aber tabu. Dafür ist es zu früh, selbst für Sie.«

»Irgendwo auf der Welt geht immer die Sonne unter ...«

»Ersparen Sie mir Ihre poetischen Anwandlungen, Anton. Es war eine lange Nacht, und wenn ich es nicht schaffe, irgendwann ein Nickerchen zu machen, wird es auch ein langer Tag.«

»Klar doch. Übrigens, Sheriff, ich hab schlechte Nachrichten für Sie. Den Ulmen hinten im Garten geht es anscheinend gar nicht gut. Soll ich Ihnen die Telefonnummer von meinem Baumenschen dalassen? So schöne Exemplare wollen Sie doch bestimmt nicht ...«

»Von mir aus, danke.« Die Bäume waren Lila schnuppe, zumindest heute Morgen. Es kam gerade einfach alles zusammen: ihre Lügen, Clints Schweigen, die Erschöpfung, ein Brand, mehrere

Leichen und jetzt auch noch infizierte Bäume, und das vor neun Uhr morgens. Jetzt fehlte nur noch, dass sich Jared den Arm oder irgendetwas anderes brach, dann hatte Lila keine andere Wahl, als schleunigst die Kirche aufzusuchen und Father Lafferty zu bitten, ihr die Beichte abzunehmen.

Sie ließ den Wagen rückwärts aus der Einfahrt rollen, raste auf der Tremaine Street nach Osten, überfuhr ein Stoppschild, was ihr einen Strafzettel eingetragen hätte, wenn sie nicht der Sheriff gewesen wäre, sah in Richtung Route 17 Rauch aufsteigen und schaltete die Warnleuchte auf dem Dach ein. Die Sirene würde sie sich für die drei Straßenzüge aufsparen, aus denen das Stadtzentrum von Dooling bestand. Um allen ein bisschen Nervenkitzel zu gönnen.

4

Vor der Verkehrsampel an der Highschool trommelte Frank Geary mit den Fingern aufs Lenkrad. Er war auf dem Weg zum Haus von Richter Silver. Der alte Kerl hatte ihn auf dem Handy angerufen und so geklungen, als würde er gleich in Tränen ausbrechen. Kakao, seine Katze, sei von einem Auto überfahren worden.

Vor seinem Pick-up schob eine stadtbekannte Obdachlose ihren Einkaufswagen über die Straße, in so viele Klamotten gehüllt, dass ihre Füße nicht zu sehen waren. Mit vergnügter Miene führte sie Selbstgespräche. Vielleicht plante eine ihrer Persönlichkeiten eine Überraschungsparty für eine ihrer anderen Persönlichkeiten. Manchmal dachte Frank, es wäre ganz nett, verrückt zu sein, nicht nur so verrückt, wie Elaine ihn offenbar einschätzte, sondern richtig verrückt. Wie jemand, der mit sich selbst redete, während er einen Einkaufswagen mit Mülltüten und der oberen Hälfte einer männlichen Schaufensterpuppe durch die Gegend schob.

Welchen Grund hatten Geisteskranke schon, sich Sorgen zu machen? Wahrscheinlich allerhand verrückte Gründe, aber in seiner Fantasie stellte Frank es sich einfacher vor. Gieße ich mir meine Schale Cornflakes über den Kopf, oder schütte ich den Inhalt in den Briefkasten? Wenn man übergeschnappt war, dann war das womöglich eine stressige Entscheidung. Für Frank hingegen war es stressig, dass die bevorstehende jährliche Kürzung des städtischen Budgets ihn unter Umständen arbeitslos machte, und ebenso stressig war der Versuch, sich für die Wochenenden zusammenzureißen, an denen er seine Tochter sah, ganz zu schweigen von dem Stress zu wissen, dass seine Frau Elaine ihn verdächtigte, sich nicht zusammenreißen zu können. Die eigene Frau war gegen einen – war das etwa kein Stress? Verglichen damit hätte er mit der Frage, ob er sich die Schale Cornflakes über den Kopf oder sie lieber in den Briefkasten schütten solle, problemlos umgehen können. Die Cornflakes über den Kopf, die Milch in den Briefkasten. Na bitte. Problem gelöst.

Die Ampel sprang auf Grün, und Frank bog nach links in die Malloy Street ein.

5

Auf der anderen Straßenseite schob die Obdachlose – früher hatte sie einmal Essie Wilcox geheißen, wurde inzwischen von den ehrenamtlichen Helfern in der Notunterkunft jedoch nur die alte Essie genannt – mühsam ihren Einkaufswagen die kurze, grasige Böschung am Parkplatz der Highschool hinauf. Nachdem sie den Asphalt erreicht hatte, machte sie sich auf den Weg zu den Sportplätzen und dem Gestrüpp dahinter, wo sie in den warmen Monaten hauste.

»Beeilt euch, Kinder!«, sagte Essie, als wendete sie sich an den klappernden Inhalt ihres Einkaufswagens. Gemeint war jedoch ihre unsichtbare Familie aus vier identischen kleinen Mädchen, die ihr im Gänsemarsch folgten. »Wir müssen zum Abendessen zu Hause sein, sonst enden wir selbst als Abendessen! Im Kessel von 'ner Hexe!«

Essie kicherte, aber die Mädchen flennten aufgeregt los.

»Ach, ihr Dummerchen!«, sagte sie. »Ich hab doch bloß Spaß gemacht.«

Essie erreichte das Ende vom Parkplatz und schob ihren Wagen auf das Footballfeld. Die Mädchen hinter ihr waren wieder guten Mutes. Sie wussten, ihre Mutter würde es nie zulassen, dass ihnen etwas zustieß. Es waren brave Mädchen.

6

Als Wagen vier an Evie vorbeischoss, stand sie zwischen zwei Paletten mit frisch gesägten Kiefern Brettern. Für die vor dem Gebäude des Holzmarktes stehenden Gaffer war sie deshalb zwar nicht sichtbar, von der Straße her dagegen schon. Dennoch achteten die Insassen des Wagens nicht auf sie, obwohl sie weiterhin nur mit dem Hemd von Truman Mayweather bekleidet und auf Gesicht und Armen mit dessen Blut besudelt war. Die beiden Polizisten hatten nur den Rauch im Blick, der am Rand eines extrem trockenen Waldstücks aufstieg.

Terry Coombs beugte sich vor und hob deutend die Hand. »Siehst du den großen Felsen da, auf den jemand TIFFANY JONES LUTSCHT DIR EINEN gesprüht hat?«

»Klar.«

»Gleich dahinter kommt ein Feldweg. Fahr da rein.«

»Sicher?«, sagte Roger Elway. »Sieht aus, als wär der Rauch mindestens noch 'ne Meile weiter weg.«

»Verlass dich auf mich. Ich war schon mal hier draußen, damals, wo Tru Mayweather sich noch für 'nen Vollzeituhälter gehalten und nur zum Vergnügen Gras angebaut hat. Inzwischen hat er offenbar Karriere gemacht.«

Auf dem unbefestigten Untergrund geriet Wagen vier kurz ins Schleudern, bevor die Reifen griffen. Weil Roger mit vierzig Meilen weiterraste, setzte der Wagen immer wieder auf, obwohl die Stoßdämpfer verstärkt waren. Die hohen Gräser auf dem erhöhten Mittelstreifen strichen am Unterboden entlang. Inzwischen konnte man den Rauch schon riechen.

Terry griff nach dem Funkgerät. »Wagen vier an Zentrale; Zentrale, hier spricht vier.«

»Vier, hier spricht Zentrale«, meldete sich Linny.

»Wir sind in drei Minuten vor Ort, falls Roger nicht in den Graben fährt.« Roger nahm kurz die Hand vom Lenkrad und zeigte seinem Partner den Stinkevogel. »Wo bleibt die Feuerwehr?«

»Die sind mit allen vier Wagen unterwegs, außerdem mit dem Rettungswagen. Paar von den Freiwilligen sind auch dabei. Müssten direkt hinter euch sein. Seid vorsichtig mit der Avon-Beraterin.«

»Avon-Beraterin, alles klar. Vier Ende.«

Terry hängte das Mikro genau in dem Moment ein, wo der Wagen einen kurzen Luftsprung machte. Roger stieg auf die Bremse, und sie kamen schleudernd zum Halten. Der Feldweg war mit zerfetztem Wellblech und Papier und den Bruchteilen von Propangasflaschen und Plastikkanistern übersät. Manches davon schwelte noch. Terry fiel eine schwarz-weiße Scheibe auf, die wie ein Regler von einem Herd aussah.

An einem toten, lichterloh brennenden Baum lehnte die einzige verbliebene Wand eines Schuppens. Zwei Tannen neben dessen sonstigen Überresten standen ebenfalls in Flammen, ebenso wie das am Wegesrand wuchernde Gebüsch.

Roger öffnete den Kofferraum und griff sich den Feuerlöscher, um das Gestrüpp mit Schaum zu besprühen. Terry zog die Löschdecke heraus und bemühte sich, die Flammen auf den umherliegenden Trümmern auszuschlagen. Die Feuerwehr würde bald da sein; momentan ging es nur darum, das Feuer in Schach zu halten.

Den Feuerlöscher in der Hand, kam Roger zu Terry getrottet. »Das Ding hier ist leer, und du richtest auch nur 'nen Scheiß aus. Wir sollten uns hier lieber vom Acker machen, bevor uns der Löschzug noch wie in 'ner Sackgasse einkeilt, oder was denkst du?«

»Denke, das ist 'ne ausgezeichnete Idee. Sehen wir mal, was *chez* Mayweather los ist.«

Auf Rogers Stirn und in der spärlichen Behaarung seiner gelblichen Glatze glitzerten Schweißperlen. Er kniff die Augen zusammen. »Schee was?«

Terry mochte seinen Partner ganz gern, aber als Mitglied seines Rateteams, das im Squeaky Wheel mittwochs beim Kneipenquiz antrat, hätte er ihn lieber nicht gehabt. »Nicht so wichtig. Fahren wir.«

Roger ließ sich hinters Lenkrad plumpsen. Terry rannte zur Beifahrertür. Um die keine fünfzig Meter zurückliegende Kurve kam schwankend ein Löschwagen der örtlichen Feuerwehr. Die hohen Flanken schrappten an den Ästen der eng am Weg stehenden Bäume entlang. Terry winkte dem Fahrer kurz zu, dann nahm er die Schrotflinte aus der Halterung unter dem Armaturenbrett. Vorsicht war die Mutter der Porzellankiste.

Sie kamen zu einer Lichtung, auf der ein Trailer stand. Er war auf vier Wagenhebern aufgebockt und in dem grässlichen Türkis von Aquarienkies lackiert. Eine aus Betonblocksteinen aufgeschichtete Treppe führte zur Tür. Daneben stand ein verrosteter Ford F-150 mit zwei platten Reifen, auf dessen Ladefläche zusammengesunken eine Frau saß. Mausbraune Haare verbargen ihr Gesicht. Sie trug Jeans und ein Top mit Nackenträgern; die zur Schau gestellte Haut war großflächig mit Tattoos bedeckt. Terry sah, dass

ihren rechten Unterarm der Schriftzug LOVE zierte. Die nackten Füße waren schmutzverkrustet. Zu alledem war sie so dürr, dass man es schon ausgemergelt nennen konnte.

»Terry ...« Roger holte Luft und gab ein Räuspern von sich, das eher nach einem Würgen klang. »Da drüben.«

Bei dem Anblick, der sich Terry bot, fiel ihm eine Bude ein, die er als Kind einmal auf dem Jahrmarkt gesehen hatte. Da hatte ein Mann den Kopf in einen als Popeye bemalten Pappkameraden gesteckt, um sich für zehn Cent mit drei Plastiktüten voll eingefärbtem Wasser bewerfen zu lassen. Was da aus dem Kopf gelaufen war, der aus der Wand des Trailers ragte, war allerdings kein Wasser.

Eine gewaltige Erschöpfung überkam Terry. Sein ganzer Körper wurde schwer wie Blei. So ein Gefühl hatte er früher schon erlebt, meist am Schauplatz übler Autounfälle, weshalb er wusste, dass es vorübergehen würde, aber während es andauerte, war es die reinste Hölle. Ob man nun ein noch an den Sitz geschnalltes Kind sah, dessen kleiner Leib aufgerissen war wie ein Wäschesack, oder ob man einen Kopf vor sich hatte, dem beim Durchschlagen einer Trailerwand die Haut von den Wangen geschält worden war – in solchen Momenten fragte man sich, wieso zum Henker die Welt überhaupt erschaffen worden war. Leider gab es darin nur wenig Gutes, und der Rest war zum Großteil ungenießbar.

Die auf dem Pick-up sitzende Frau hob den Kopf. Sie war bleich im Gesicht. Die Augen waren von dunklen Ringen umgeben. Sie streckte den beiden die Arme entgegen, um sie gleich wieder auf die Oberschenkel sinken zu lassen, als wären sie zu schwer, einfach zu schwer. Terry sah sie hier draußen nicht zum ersten Mal; sie hatte zu den Mädels von Tru Mayweather gehört, bevor er ins Meth-Geschäft eingestiegen war. Vielleicht war sie noch da, weil sie zu einer Art *Girlfriend* befördert worden war – falls man da von einer Beförderung sprechen konnte.

Terry stieg aus dem Streifenwagen. Die Frau rutschte von der Ladefläche und wäre auf die Knie gesunken, wenn Terry sie nicht

an der Taille gepackt hätte. Die Haut war kalt, und er spürte jede einzelne Rippe. Aus der Nähe sah er, dass einige der Tattoos in Wirklichkeit Blutergüsse waren. Die Frau klammerte sich an ihn und brach in Tränen aus.

»Komm, komm«, sagte Terry. »He, komm schon, Mädels. Alles ist gut. Was immer hier gelaufen ist, es ist vorbei.«

Unter anderen Umständen hätte er die einzige Überlebende als hauptverdächtig eingestuft und das ganze Geschwafel über irgendeine Avon-Beraterin als Blödsinn abgetan, aber das Klappergestell in seinen Armen hätte es nie geschafft, den Kopf von jemand durch eine Trailerwand zu rammen. Terry hatte keine Ahnung, wie lange Tiffany schon das von Truman hergestellte Zeug konsumierte, in ihrem momentanen Zustand hätte es sie jedoch schon große Mühe gekostet, sich die Nase zu schnäuzen.

Roger kam mit einem merkwürdig fröhlichen Ausdruck im Gesicht angeschlendert. »Haben Sie den Anruf getätigt, Ma'am?«

»Ja, schon ...«

Roger zog sein Notizbuch aus der Tasche. »Ihr Name?«

»Das ist Tiffany Jones«, sagte Terry. »Stimmt doch, oder, Tiff?«

»Ja. Ich hab Sie schon mal gesehen, Sir. Als ich damals gekommen bin, um Tru aus dem Knast zu holen. Weiß ich noch gut. Sie waren nett zu mir.«

»Und der Kerl da drüben? Wer ist das?« Roger deutete mit seinem Notizbuch so lässig auf den aus dem Trailer ragenden Kopf, als ginge es um eine örtliche Sehenswürdigkeit und nicht um ein totes menschliches Wesen. Seine Beiläufigkeit war erschreckend – und Terry beneidete ihn irgendwie darum. Wenn er sich aneignen könnte, solche Anblicke ebenso locker zu nehmen wie Roger, wäre er seiner Meinung nach ein glücklicherer Mensch und vielleicht auch ein besserer Polizist.

»Keine Ahnung«, sagte Tiffany. »Bloß irgend 'n Freund von Tru. Der is letzte Woche aus Arkansas gekommen, hat er gesagt. Vielleicht war's auch 'ne Woche vorher.«

Ein Stück zurück hörte man die Rufe der Feuerwehrleute und das Rauschen von Wasserstrahlen. Wahrscheinlich stammte das Wasser aus einem Tankwagen; hier draußen gab es keine städtische Versorgung. Terry sah einen Regenbogen vor der Rauchwolke schweben, die allmählich eine weiße Färbung annahm.

Terry ergriff Tiffany sanft an den spindeldürren Handgelenken und blickte ihr in die blutunterlaufenen Augen. »Was ist mit der Frau, die das getan hat? Jedenfalls hast du am Telefon gesagt, es wäre eine Frau gewesen.«

»Der Freund von Tru hat gemeint, sie ist 'ne Avon-Beraterin, aber das war sie sicher nicht.« In Tiffanys schockstarrem Gesicht zeigte sich eine Regung. Sie richtete sich auf und sah sich angstvoll um. »Sie ist hoffentlich weg, oder?«

»Wie hat sie denn ausgesehen?«

Tiffany schüttelte den Kopf. »Weiß ich nicht mehr. Aber sie hat 'n Hemd von Tru geklaut. Ich glaub, drunter war sie nackig.«

Ihr fielen die Augen zu, und sie öffneten sie langsam wieder. Terry kannte die Symptome. Zuerst das Trauma eines unerwarteten gewaltsamen Geschehnisses, dann der hysterische Notruf und nun der aus allem resultierende Schock. Dazu kamen die Drogen, die sie konsumiert hatte. Abwechselnd rauf und runter ging es da. Womöglich waren Truman Mayweather, Tiffany und Trumans Kumpel aus Arkansas ja auf einem dreitägigen Trip gewesen.

»Tiff? Du setzt dich jetzt mal in unseren Wagen, während mein Partner und ich uns umsehen. Da auf den Rücksitz. Ruh dich da ein bisschen aus.«

»Aber immer hübsch sauber bleiben, schöne Frau«, sagte Roger grinsend, worauf Terry einen Augenblick den beinahe unwiderstehlichen Drang verspürte, ihm gehörig in den Bauernarsch zu treten.

Stattdessen öffnete er Tiffany die Hintertür des Streifenwagens, was eine weitere Erinnerung in ihm auslöste – die an die Limousine,

die er am Ende seiner Highschoolzeit gemietet hatte, um mit Mary Jean Stukey zum Abschlussball zu fahren. Mary Jean hatte ein schulterfreies rosa Abendkleid mit Puffärmeln getragen und das von ihm mitgebrachte Sträußchen am Handgelenk, er einen geliehenen Smoking. Das war in dem goldenen Zeitalter gewesen, bevor ihm so manches zu Augen gekommen war: die weißäugige Leiche eines hübschen Mädchens mit dem von einer Schrotladung geschaffenen Krater in der Brust, ein Mann, der sich auf seinem Heuboden erhängt hatte, eine hohläugige, methsüchtige Prostituierte, die aussah, als hätte sie keine sechs Monate mehr zu leben.

Ich bin zu alt für den Beruf, dachte Terry. Ich sollte in Pension gehen.

Er war fünfundvierzig.

7

Geschossen hatte Lila noch nie auf jemand; allerdings hatte sie bei fünf Gelegenheiten die Waffe gezogen und einmal sogar in die Luft gefeuert (o weh, schon das hatte massenhaft Papierkram nach sich gezogen). Wie Terry, Roger und alle anderen Mitglieder ihrer kleinen, blau uniformierten Truppe hatte sie jedoch bei vielen Unfällen auf den Landstraßen ringsum menschliche Wracks zur Seite geräumt (wobei normalerweise Alkoholgeruch in der Luft gelegen hatte). Sie war diversen Flugobjekten ausgewichen, hatte gewalttätig gewordene Familienstreits geschlichtet, Reanimation durchgeführt und Knochenbrüche geschient. Gemeinsam mit ihren Leuten hatte sie zwei Kinder aufgespürt, die sich im Wald verirrt hatten, und bei mehreren Gelegenheiten hatte man ihr über die Bluse gekotzt. In ihren vierzehn Jahren bei der Polizei hatte sie viel erlebt, aber auf eine blutbefleckte Frau, die nur mit

einem Flanellhemd am Leib über den Mittelstreifen der wichtigsten Landstraße von Dooling County spazierte, war sie bisher noch nicht getroffen. Das war ein Novum.

Als Lila mit achtzig Stundenmeilen über die Kuppe vom Ball's Hill brettete, tauchte die Gestalt kaum dreißig Meter weiter vor ihr auf. Die Frau auf der Straße machte keine Anstalten, nach rechts oder links auszuweichen, doch schon in diesem winzigen Moment sah Lila in ihrem Gesicht nicht den Ausdruck eines vom Scheinwerferlicht erfassten Rehs, sondern völlige Ruhe. Und noch etwas: Die Frau war wunderschön.

Selbst wenn Lila ausgeschlafen gewesen wäre, hätte sie nicht rechtzeitig stoppen können – nicht bei dem Tempo. Deshalb riss sie das Lenkrad nach rechts, wodurch sie die Frau auf der Straße um wenige Zentimeter verfehlte, aber nicht vollständig; sie hörte einen dumpfen Schlag und sah im Außenspiegel plötzlich sich selbst statt die Straße hinter ihr.

Währenddessen musste sie mit einem Wagen fertigwerden, der sich in ein kaum mehr beherrschbares Geschoss verwandelt hatte. Er prallte gegen einen Briefkasten und riss ihn aus dem Boden. Der Pfosten wirbelte durch die Luft wie der Stab einer Majorette, bevor er auf den Boden krachte. Hinter dem Wagen stieg Staub auf, und sie spürte, wie das schwere Fahrzeug auf den Straßengraben zurutschte. Zu bremsen hätte nichts geholfen, weshalb sie stattdessen aufs Gas trat, um die Geschwindigkeit zu erhöhen. Die Reifen zerwühlten das rechte Bankett, Splitt prasselte an den Unterboden. Der Wagen neigte sich gefährlich nach rechts. Wenn er in den Graben geriete, würde er sich überschlagen, und dann sanken Lilas Chancen, den Schulabschluss ihres Sohnes zu erleben, drastisch.

Behutsam zog sie das Lenkrad nach links. Zuerst schlitterte der Wagen weiter, doch dann griffen die Räder und rumpelten wieder auf den Highway. Sobald sie sich ganz auf dem Asphalt befand, trat sie heftig auf die Bremse. Die Wagenschnauze tauchte ab, und

Lila wurde so fest an den Sicherheitsgurt gepresst, dass sie ihre Augen hervorquellen spürte.

Am Ende einer langen Doppelspur aus verbranntem Gummi kam sie zum Stehen. Ihr Herz hämmerte, vor ihren Augen schwebten schwarze Punkte. Sie zwang sich zu atmen, damit sie nicht in Ohnmacht fiel, dann sah sie in den Rückspiegel.

Die Frau war weder im Wald verschwunden, noch rannte sie den Hügel hinauf, wo eine Straße zur Fähre über den Ball Creek abzweigte. Sie stand einfach da und blickte über die Schulter. Der Blick, gepaart mit ihrem nackten Hintern, der unter dem Hemdschoß hervorlugte, hatte etwas merkwürdig Kokettes an sich; sie sah aus wie ein Pin-up aus einem Alberto-Vargas-Kalender.

Hechelnd und den metallischen Geschmack von verbrauchtem Adrenalin im Mund, stieß Lila in die ungepflasterte Einfahrt eines hübschen, rustikalen Häuschens zurück. Auf der Veranda stand eine Frau mit einem Kleinkind auf dem Arm. Lila öffnete das Fenster und rief: »Gehen Sie rein, Ma'am! Sofort!«

Ohne abzuwarten, ob ihre Anweisung befolgt wurde, legte Lila den Schalthebel um und rollte die Straße hinauf zu der Stelle, wo die halb nackte Frau stand. Dabei achtete sie darauf, dem umgestürzten Briefkasten auszuweichen. Sie hörte, wie einer der Reifen vorn an der Stoßstange schabte.

Das Funkgerät krächzte. Es war Terry Coombs. »Wagen eins, hier spricht vier. Hören Sie mich, Lila? Bitte melden! Wir sind hier ein Stück hinter dem Holzmarkt. Haben zwei tote Meth-Köche vorgefunden.«

Sie griff nach dem Funkgerät, sagte: »Nicht jetzt, Terry«, und ließ das Mikro auf den Sitz fallen. Direkt vor der Frau stoppte sie und löste die Schnalle ihres Holsters. Während sie aus dem Wagen stieg, zog sie zum sechsten Mal in ihrer Karriere als Gesetzeshüterin ihre Dienstwaffe. Beim Blick auf die langen, sonnengebräunten Beine musste sie an die Szene vor ihrem Haus denken – war

das wirklich erst eine Viertelstunde her? *Was stieren Sie denn so?*
Und Anton hatte erwidert: *Auf schöne Aussichten.*

Wenn die Frau, die da mitten auf der Landstraße stand, keine schönen Aussichten bot, litt Lila unter Geschmacksverirrung.

»Hände hoch! Los, machen Sie schon!«

Die Avon-Beraterin hob die Hände, ohne dass die schönen Aussichten darunter litten.

»Ist Ihnen eigentlich klar, dass Sie gerade nur knapp dem Tod entronnen sind?«

Die Frau lächelte. Ihr ganzes Gesicht leuchtete auf. »Ach, so knapp war das gar nicht«, sagte sie. »Du hattest doch alles wunderbar im Griff, Lila.«

8

»Ich habe sie lieber liegen lassen«, sagte der alte Mann mit zittriger Stimme.

Die braun getupfte Katze lag im Gras. Neben ihr kniete Richter Oscar Silver auf dem Boden, ohne auf seine Khakihose zu achten. So, wie das Tier auf der Seite lag, sah es beinahe normal aus, bis auf das rechte Vorderbein, das einen grotesken Knick aufwies. Aus der Nähe erkannte man in den Augen außerdem Blutfäden, die sich um die Pupillen ringelten. Der Atem ging flach und erzeugte ein Schnurren, das verwundete Katzen offenbar instinktiv von sich gaben.

Frank hockte sich neben das Tier. Er schob sich die Sonnenbrille in die Stirn und kniff die Augen gegen das grelle Morgenlicht zusammen. »Es tut mir wirklich leid, Richter.«

Momentan weinte Silver nicht, aber er hatte es getan. Frank konnte so etwas nicht ausstehen, wemgleich es ihn nicht über-

raschte – die Leute liebten ihre Haustiere oft so hingebungsvoll, wie sie es sich anderen Menschen gegenüber nicht erlaubten.

Als was ein Psychiater so etwas wohl bezeichnen würde? Als Affektverschiebung? Tja, zu lieben war nicht leicht. Wirklich im Auge behalten auf dieser Welt musste man jene, die nicht einmal eine Katze oder einen Hund lieben konnten, das wusste Frank. Sich selbst musste man natürlich auch im Auge behalten. Immer schön cool bleiben.

»Danke, dass Sie so schnell gekommen sind«, sagte Richter Silver.

»Das ist mein Job«, sagte Frank, obwohl das nicht ganz stimmte. Als einziger in Vollzeit beschäftigter Tierfänger der County befasste er sich eher mit Waschbären und streunenden Hunden als mit sterbenden Katzen. Allerdings betrachtete er Oscar Silver als eine Art Freund. Bevor der Richter wegen einer Nierenerkrankung zum Abstinenzler geworden war, hatten die beiden im Squeaky Wheel mehr als ein paar Biere miteinander gekippt, und es war Silver gewesen, der Frank den Scheidungsanwalt empfohlen und vorgeschlagen hatte, einen Termin mit ihm zu vereinbaren. Außerdem hatte Silver gemeint, er solle am besten irgendeine Form von Beratung in Anspruch nehmen, nachdem Frank zugegeben hatte, dass er seine Frau und seine Tochter gelegentlich anschrie (wobei er geflissentlich verschwieg, dass er einmal mit der Faust ein Loch in die Küchenwand geschlagen hatte).

Frank hatte weder den Rechtsanwalt noch einen Therapeuten aufgesucht. Zum einen glaubte er immer noch, sich mit Elaine verständigen zu können, und zum anderen bildete er sich ein, sein Temperament ganz gut im Griff zu haben, wenn den Leuten (zum Beispiel Elaine, aber auch seiner Tochter Nana) nur klar wäre, dass er ihr Bestes im Sinn hatte.

»Ich hatte sie schon, da war sie noch ein ganz kleines Kätzchen«, sagte Richter Silver nun. »Hab sie damals hinter der Garage gefunden. Das war, kurz nachdem Olivia, meine Frau, gestorben ist. Ich weiß, das klingt lächerlich, aber es kam mir vor

wie ... eine Botschaft.« Er strich mit dem Zeigefinger durch die Mulde zwischen den Ohren der Katze und massierte sie sanft. Das Tier schnurrte zwar weiter, schmiegte den Kopf jedoch nicht an den Finger. Es reagierte überhaupt nicht. Die blutunterlaufenen Augen starrten unverwandt ins grüne Gras.

»Vielleicht war es ja wirklich eine«, sagte Frank.

»Den Namen Kakao hat sie von meinem Enkel.« Der Richter schüttelte den Kopf und presste die Lippen zusammen. »Es war ein verfluchter Mercedes. Ich bin gerade aus der Tür raus, um die Zeitung zu holen. Der ist bestimmt sechzig gefahren. In einer Wohn-
gend! Was für einen Grund kann es für so was nur geben?«

»Keinen. Welche Farbe hatte der Wagen denn?« Frank dachte an etwas, was Nana ihm kürzlich erzählt hatte. Einer der Abonnenten in einem der großen Häuser am oberen Ende der Briar Street, wo sie die Zeitungen austrug, besaß irgendeinen besonders flotten Schlitten. Einen grünen Mercedes, hatte sie seiner Erinnerung nach gesagt.

»Grün«, sagte Richter Silver. »Es war ein grüner.«

In das Katzenschnurren mischte sich ein Gurgeln. Das Beben der Flanke hatte sich beschleunigt. Das Tier litt eindeutig Schmerzen.

Frank legte dem Richter die Hand auf die Schulter und drückte ihn sanft. »Ich sollte es jetzt tun.«

Der Richter räusperte sich, traute es sich aber offenbar nicht zu, die richtigen Worte zu finden. Er nickte nur.

Frank öffnete den Lederbeutel, der die Spritze und die beiden Ampullen enthielt. »Das erste Mittel wirkt entspannend.« Er stach die Nadel in die Ampulle und saugte die Flüssigkeit ein. »Das zweite schläfert sie ein.«

Lange vor den geschilderten Ereignissen stellten die drei miteinander kooperierenden Countys McDowell, Bridger und Dooling den Antrag, die nicht mehr betriebene Jugendstrafanstalt am Ash Mountain in ein dringend benötigtes Frauengefängnis umzuwandeln. Der Staat bezahlte für das Gelände und die Gebäude, und die Institution wurde nach Dooling benannt, der County, von der die meisten Gelder für den Umbau zur Verfügung gestellt wurden. Als Personal des 1969 eröffneten Gefängnisses dienten Bewohner der drei Countys, die dringend Arbeit brauchten. Damals hatte man es als hochmodern und als Maßstab für Frauenstrafanstalten bezeichnet. Es sah eher wie eine Highschool als wie ein Gefängnis aus – wenn man die Stacheldrahtrollen außer Acht ließ, von denen der kilometerlange Maschendrahtzaun rund um das Gelände gekrönt wurde.

Heute, ein knappes halbes Jahrhundert später, sah die Anstalt immer noch wie eine Highschool aus, aber wie eine, die unter schweren Zeiten und sinkenden Steuereinnahmen litt. Die Bausubstanz bröckelte, der Anstrich (angeblich bleihaltig) blätterte ab. Die Wasserrohre leckten. Die Heizungsanlage war stark überaltert, weshalb im tiefsten Winter nur im Verwaltungstrakt Temperaturen von über achtzehn Grad Celsius aufrechterhalten werden konnten. Im Sommer war es in den Zellentrakten glutheiß. Die Beleuchtung war trübe, die altersschwachen elektrischen Leitungen stellten eine latente Gefahr dar, und das eigentlich lebenswichtige System zur Überwachung der Häftlinge fiel mindestens einmal im Monat aus.

Immerhin gab es einen ausgezeichneten Sportplatz mit einer Laufbahn, eine Turnhalle mit Basketballplatz, ein Shuffleboard-Feld, einen winzigen Softballplatz und außerdem den Gemüsegarten vor dem Verwaltungstrakt. Neben blühenden Erbsen- und

Maispflanzen saß dort Janice Coates, die Direktorin, auf einem blauen Milchflaschenkasten, ihre beige Strickhandtasche neben sich auf dem Boden. Sie rauchte eine filterlose Pall Mall, während sie beobachtete, wie Clint Norcross in seinem Auto eintraf.

Er hob seinen Ausweis vor die Kamera (unnötig, da alle ihn kannten, aber es war Vorschrift), worauf das Haupttor zur Seite rollte. Dann fuhr er ins Niemandsland dahinter und wartete, bis das äußere Tor sich wieder geschlossen hatte. Kaum hatte das grüne Lämpchen am Bedienfeld von Millie Olson, die an diesem Morgen hier Dienst tat, das bestätigt, öffnete Millie das innere Tor. Clint ließ seinen Prius am Zaun entlang zum Personalparkplatz rollen, der ebenfalls ein Tor besaß. Hier stand ein Schild mit der warnenden Aufschrift: AUF SICHERHEIT ACHTEN! WAGEN IMMER ABSCHLIESSEN!

Zwei Minuten später stand Clint neben der Direktorin, lehnte sich mit der Schulter an die alte Ziegelmauer und hielt das Gesicht in die Morgensonne. Was folgte, erinnerte an einen Dialog, wie Pfarrer und Gläubige ihn beim Gottesdienst einer fundamentalistischen Gemeinde führten.

»Guten Morgen, Dr. Norcross.«

»Guten Morgen, Frau Direktor.«

»Bereit für einen neuen Tag in der wunderbaren Welt des Strafvollzugs?«

»Die eigentliche Frage lautet, ob die wunderbare Welt des Strafvollzugs bereit für mich ist. Genauso bereit bin auch ich. Wie steht es mit Ihnen, Janice?«

Sie zuckte leicht die Achseln, während sie Rauch ausblies.
»Ebenso.«

Er deutete mit dem Kinn auf ihre Zigarette. »Ich dachte, Sie hätten aufgehört.«

»Hab ich auch. Aufhören macht mir so viel Spaß, dass ich es einmal pro Woche tue. Manchmal sogar zweimal.«

»Alles ruhig?«

»Heute Morgen, ja. In der Nacht hatten wir einen Nervenzusammenbruch.«

»Sagen Sie's mir nicht, lassen Sie mich raten. Angel Fitzroy.«

»Von wegen. Kitty McDavid.«

Clint hob die Augenbrauen. »Das hätte ich nicht erwartet. Was war denn los?«

»Laut ihrer Mitbewohnerin Claudia Stephenson, die von den anderen Damen ...«

»Dynamite Body-A genannt wird«, ergänzte Clint. »Und sehr stolz auf ihre Implantate ist. Hat Claudia etwa einen Streit vom Zaun gebrochen?«

Obwohl Clint nichts gegen Claudia hatte, hoffte er, dass dem so war. Ärzte waren auch nur Menschen, sie hatten ihre Lieblinge, und zu seinen gehörte Kitty McDavid. Bei ihrer Ankunft war Kitty in einem üblen Zustand gewesen – gewohnheitsmäßige Selbstverletzung, Stimmungsschwankungen, starke Angstzustände. Seither hatte sich allerhand getan. Die Antidepressiva hatten viel bewirkt, und Clint wollte gern glauben, dass auch die Therapiesitzungen ein wenig geholfen hatten. Wie er selbst war Kitty ein Produkt des Systems, das Pflegefamilien und die darin untergebrachten Kinder managte. Bei einem der ersten Gespräche hatte sie ihn mit säuerlicher Miene gefragt, ob er sich in seinem bürgerlichen Schädel wohl irgendwie vorstellen könne, wie man sich fühlt, wenn man weder ein Heim noch eine Familie hat.

Clint hatte keinen Moment gezögert. »Wie Sie sich damals gefühlt haben, Kitty, weiß ich nicht, aber ich hab mich wie ein Tier gefühlt. So als wäre ich immer auf der Jagd oder würde selbst gejagt.«

Sie hatte ihn mit großen Augen angestarrt. »Sie ...?«

»Ja, ich«, hatte er gesagt. Womit er meinte: *Ich auch*.

Inzwischen war Kitty in gutem Zustand, und, besser noch, sie hatte mit der Staatsanwaltschaft vereinbart, in einem bedeutenden Drogenfall gegen die Brüder Griner auszusagen, die Sheriff

Lila Norcross persönlich im vergangenen Winter dingfest gemacht hatte. Wenn Lowell und Maynard Griner verurteilt wurden, dann bestand die entfernte Möglichkeit, dass man Kitty auf Bewährung entließ. Falls es dazu kam, würde sie sich nach Clints Meinung draußen ganz gut schlagen. Sie begriff nun, dass es zwar an ihr selbst lag, einen Platz in der Welt zu finden, dass sie jedoch auch weiterhin Unterstützung medizinischer und anderer Art nötig hatte, damit sie der Verantwortung nachkommen konnte. Kitty war seiner Einschätzung nach schon jetzt stark genug, diese Unterstützung zu erbitten, ja darum zu kämpfen, und sie wurde täglich stärker.

Janice Coates war weniger optimistisch. Sie vertrat die Haltung, dass man hinsichtlich Häftlingen lieber keine zu großen Hoffnungen hegen sollte. Vielleicht war sie deshalb die Direktorin – die Leitwölfin – und Clint in diesem steinernen Hotel nur der fest angestellte Psychiater.

»Laut Stephenson hat McDavid sie aufgeweckt«, sagte Janice. »Zuerst hat sie im Schlaf geredet, dann gerufen, dann gebrüllt. Irgendwas in der Richtung, dass der schwarze Engel käme. Vielleicht auch die schwarze Königin. Steht im Bericht. *Mit Spinnweben in den Haaren und Tod in den Fingerspitzen*. Hört sich nach einer spannenden Fernsehserie an, was? Syfy-Kanal natürlich.« Sie gluckste, ohne zu lächeln. »So was macht Ihnen bestimmt einen Riesenspaß, könnte ich mir vorstellen, Clint.«

»Wahrscheinlich hat sie das eher aus einem Kinofilm«, sagte Clint. »Vielleicht aus einem, den sie mal in ihrer Kindheit gesehen hat.«

Janice Coates verdrehte die Augen. »Na bitte! Um Ronnie Reagan zu zitieren: Jetzt fangen Sie schon wieder an!«

»Was? Glauben Sie denn nicht an Kindheitstraumen?«

»Ich glaube an ein hübsch ruhiges Gefängnis, darum geht es mir. Deshalb hat man Kitty in Trakt A geschafft, wo alle landen, die ballaballa sind.«

»Politisch inkorrekt, Frau Direktor. Heutzutage sagt man gaga. Musste man sie in den Zwangsstuhl setzen?« Obwohl das manchmal nötig war, hasste Clint den Zwangsstuhl, der wie ein zum Folterinstrument umgebauter Schalensitz aus einem Sportwagen aussah.

»Nein, man hat ihr eine Dosis Gelb verpasst, was sie beruhigt hat. Ich weiß zwar nicht, welches Mittel genau, und es ist mir auch ziemlich egal, aber wenn es Sie interessiert, können Sie's im Bericht nachschauen.«

In Dooling waren die Medikamente in drei Kategorien eingeteilt: Rot konnte nur vom medizinischen Personal verabreicht werden, Gelb auch von den Aufsehern. Grün durften Häftlinge, die nicht in Trakt C einsaßen oder gerade durch schlechte Führung aufgefallen waren, in ihrer Zelle verwahren.

»Alles klar«, sagte Clint.

»Momentan schläft Ihr Liebling sich jedenfalls gerade aus.«

»McDavid ist nicht mein Liebling.«

»Und das wär's mit Ihrem Update für heute Morgen.« Coates gähnte, drückte die Zigarette an der Ziegelmauer aus und warf die Kippe dann unter den Flaschenkasten, als würde das Ding irgendwie verschwinden, sobald es außer Sicht war.

»Halte ich Sie etwa von einem Schläfchen ab, Janice?«

»Es ist nicht Ihre Schuld. Gestern Abend hab ich was vom Mexikaner gegessen. Musste die ganze Nacht aufs Klo. Es stimmt schon, was man sagt – das Zeug, das rauskommt, ähnelt verdächtig dem Zeug, das reingekommen ist.«

»Zu viele Details, Frau Direktor.«

»Sie sind Arzt, da halten Sie so was schon aus. Werden Sie gleich nach McDavid sehen?«

»Im Lauf des Vormittags auf jeden Fall.«

»Wollen Sie meine Vermutung hören? Okay, hier ist sie: Als Kleinkind wurde McDavid sexuell von einer Frau belästigt, die sich die schwarze Königin nannte. Na, was meinen Sie?«

»Schon möglich«, sagte Clint, ohne den Köder zu schlucken.

»*Schon möglich.*« Sie schüttelte den Kopf. »Wieso sollte man sich eigentlich mit der Kindheit der Frauen hier beschäftigen, wo sie doch jetzt immer noch Kinder sind, Clint? Deshalb sind die meisten schließlich hier – wegen hochgradig kindischem Verhalten.«

Bei diesen Worten musste Clint an Jeanette Sorley denken, die dem jahrelangen, immer weiter eskalierenden Missbrauch in ihrer Ehe ein Ende bereitet hatte, indem sie ihrem Mann erst einen Schraubenzieher in den Leib gerammt und ihm dann beim Verbluten zugehört hatte. Hätte sie das nicht getan, wäre stattdessen sie von Damian Sorley umgebracht worden, daran bestand für Clint kein Zweifel. Deshalb hielt er so etwas nicht für kindisches Verhalten, sondern für einen Akt der Selbsterhaltung. Das zu äußern hätte allerdings nur dazu geführt, dass Janice Coates sich weigerte, ihm zuzuhören; in der Hinsicht war sie vom alten Schlag. Es war besser, das Frage- und Antwortspiel einfach zu beenden.

»Und damit, Frau Direktor, hat ein weiterer schöner Tag in der Frauenstrafanstalt von Dooling begonnen.«

Sie griff nach ihrer Handtasche, erhob sich und klopfte sich das Hinterteil der Uniformhose ab. »So schön ist es heute auch wieder nicht, aber was soll's. An die Arbeit!«

Gemeinsam betraten sie an jenem ersten Tag der Schlafkrankheit das Gebäude, damit beschäftigt, ihren Ausweis an Hemd beziehungsweise Bluse zu befestigen.

Magda Dubcek, Mutter des gut gebauten jungen Poolreinigers, der in der Stadt weithin als Anton the Pool Guy bekannt war (und sogar eine richtige Firma gegründet hatte, den Scheck daher bitte auf »Anton the Pool Guy Limited« ausstellen), taumelte ins Wohnzimmer der Doppelhaushälfte, die sie mit ihrem Sohn teilte. In der einen Hand hatte sie ihren Gehstock, in der anderen einen morgendlichen Muntermacher. Mit einem Furz und einem Seufzer ließ sie sich in ihren Sessel plumpsen und warf den Fernseher an.

Normalerweise hätte sie zu dieser Tageszeit die zweite Stunde des regionalen Vormittagsprogramms eingeschaltet, aber heute Morgen switchte sie stattdessen auf NewsAmerica. Es gab ein aktuelles Thema, das sie interessierte, was gut war, und sie kannte jemand aus dem Korrespondententeam, was noch besser war: Michaela Coates, die sich inzwischen zwar Michaela Morgan nannte, aber für Magda immer die kleine Mickey bleiben würde. Als die noch ein kleines Mädchen war, hatte Magda auf sie aufgepasst. Damals vor vielen Jahren war Janice Coates im Frauenknast am Südrand der Stadt noch Aufseherin gewesen, eine verwitwete, alleinerziehende Mutter, die sich über Wasser zu halten versuchte. Jetzt war sie Direktorin, die Chefin der ganzen Bude, und ihre Tochter Mickey war eine landesweit bekannte, in Washington tätige Nachrichtenkorrespondentin, berühmt für ihre scharfen Fragen und ihre kurzen Röcke. Tja, Mutter und Tochter Coates hatten wirklich was aus sich gemacht. Magda war stolz auf die beiden. Gut, ein bisschen betrübt war sie schon, weil Mickey ihr nie schrieb oder sie anrief und weil Janice nie zu einem Pläuschchen vorbeikam, aber schließlich hatten die beiden viel um die Ohren. Den Druck, unter dem sie arbeiteten, mochte Magda sich gar nicht vorstellen.

Moderiert wurde die Sendung heute von George Alderson. Mit seiner Brille, den krummen Schultern und dem schütterten Haar sah er überhaupt nicht wie die smarten Filmstar-Typen aus, die sonst an dem großen Tisch saßen und die Nachrichten verlasen. Er erinnerte eher an den Aufseher einer Leichenhalle. Außerdem hatte er eine fürs Fernsehen ungeeignete Stimme. Irgendwie quakend. Na, irgendeinen Grund musste es ja geben, weshalb News-America hinter Fox und CNN an Nummer drei stand. Magda fieberte dem Tag entgegen, an dem Michaela in einen dieser beiden Sender aufrückte. Dann brauchte sie sich nicht mehr über diesen Alderson zu ärgern.

»Aktuell verfolgen wir eine Entwicklung, die zuerst aus Australien gemeldet wurde«, sagte Alderson. Er bemühte sich, im Gesichtsausdruck Besorgnis mit Skepsis zu kombinieren, wirkte jedoch eher verkniffen.

Du solltest in Rente gehen, damit du zu Hause in Ehren kahl werden kannst, dachte Magda, während sie ihm mit dem ersten Cuba Libre des Tages zuprostete. Schmier dir die Glatze mit Flüs-sigwachs ein, und mach endlich Platz für meine Michaela.

»In Oahu, Hawaii, berichtet das Gesundheitsamt vom Ausbruch einer Erscheinung, die teils als Asiatisches Ohnmachtssyndrom und teils als Australische Ohnmachtsgrippe bezeichnet wird. Offenbar breitet die Erkrankung sich immer weiter aus. Wo sie tatsächlich ihren Ursprung hat, scheint unklar zu sein, aber bisher wurden ausschließlich Frauen davon befallen. Inzwischen haben wir erfahren, dass auch auf dem amerikanischen Festland erste Fälle gemeldet wurden, zuerst in Kalifornien, dann in Colorado und jetzt auch in North und South Carolina. Es berichtet Michaela Morgan.«

»Mickey!«, rief Magda und prostete dem Fernseher abermals zu (wobei ihr Drink teilweise auf den Ärmel der Strickjacke schwappte). Heute Morgen hatte ihre Stimme nur einen schwachen tschechischen Akzent, doch wenn Anton um fünf Uhr nachmittags nach

Hause kam, würde sie sich anhören, als wäre sie frisch aus dem Schiff gestiegen, obwohl sie nun schon beinahe vierzig Jahre hier lebte. »Die kleine Mickey Coates! Was haben wir gelacht, wenn du mit nacktem Hintern durchs Wohnzimmer von deiner Mutter gerannt bist und ich versucht hab, dich zu kriegen! Damals hab ich dir die vollgeschissenen Windeln gewechselt, du kleiner Fratz, und sieh mal an, was jetzt aus dir geworden ist!«

Michaela Morgan vormals Coates stand in einer ärmellosen Bluse und einem der kurzen Röcke, die ihr Markenzeichen waren, vor einem weitläufigen, schwedenrot getünchten Gebäudekomplex. Wie Magda fand, waren die kurzen Röcke ausgesprochen wirkungsvoll. Selbst mächtige Politiker bekamen Stielaugen, wenn sie ein Stück Oberschenkel sahen, und in einem solchen Zustand entschlüpfte ihrem verlogenen Mundwerk manchmal die Wahrheit. Nicht immer, wohlgermerkt, aber ab und zu. Was Michaelas neue Nase anging, war Magda hin und her gerissen. Einerseits vermisste sie die freche Stupsnase, die ihre Kleine als Kind gehabt hatte, und irgendwie sah Mickey mit der spitzen, neuen Nase nicht mehr so recht wie Mickey aus. Andererseits sah sie fantastisch aus! Sie war eine wahre Augenweide.

»Ich stehe hier vor dem Loving Hands Hospice in Georgetown, wo in den frühen Morgenstunden die ersten Fälle der unter anderem als Australische Ohnmachtsgrippe bezeichneten Erscheinung bemerkt wurden. Alles in allem werden hier beinahe einhundert Patienten betreut; die meisten sind geriatrische Fälle, und mehr als die Hälfte ist weiblich. Die Verwaltung weigert sich, den Ausbruch zu bestätigen oder zu dementieren, aber ich habe vor einigen Minuten mit einem Pfleger gesprochen. Er konnte nicht besonders viel erzählen, aber es war beunruhigend. Er wollte ungenannt bleiben. Hier kommt er.«

Das aufgezeichnete Interview war tatsächlich kurz, kaum mehr als eine Momentaufnahme. Man sah Michaela mit einem Mann in weißer Pflegekleidung, dessen Gesicht unscharf gemacht worden

war. Außerdem hatte man die Stimme elektronisch verändert, so dass er sich wie ein finsterer Alien-General in einem Science-Fiction-Film anhörte.

»Was geht da drin eigentlich vor sich?«, fragte Michaela. »Können Sie uns aufklären?«

»Die meisten Frauen sind eingeschlafen und wachen einfach nicht wieder auf«, sagte der Pfleger mit seiner finster verzerrten Stimme. »Es ist genau wie auf Hawaii.«

»Und die Männer ...?«

»Denen geht's bestens. Die sind alle wach und sitzen beim Frühstück.«

»Von Hawaii gibt es Berichte darüber, auf dem Gesicht der schlafenden Frauen würde etwas, äh, *wachsen*. Ist das auch hier der Fall?«

»Ich ... glaube nicht, dass ich darüber sprechen sollte.«

»Bitte«, sagte Michaela und schlug die Augen nieder. »Die Leute machen sich große Sorgen.«

»Genau!«, krächzte Magda und salutierte dem Fernseher mit ihrem Glas, wobei wieder etwas vom Inhalt auf die Strickjacke schwappte. »Mach auf sexy! Sobald sie dir an die Wäsche wollen, kriegst du aus ihnen raus, was du willst!«

»Also, um so was wie einen Tumor handelt es sich nicht«, sagte der Alien-General. »Sieht eher so aus, als würde ihnen Watte auf der Haut kleben. Jetzt muss ich aber los.«

»Nur noch eine Frage ...«

»Muss wirklich los. Aber ... es wächst tatsächlich. Das Wattezeug. Irgendwie ... eklig ist das.«

Die Regie schaltete wieder auf live. »Beunruhigende Informationen von einem Insider ... wenn sie denn stimmen. Zurück ins Studio, George.«

Da sie Mickey nun gesehen hatte, schaltete Magda den Fernseher aus. Hoffentlich stimmte die Geschichte nicht. Wahrscheinlich war es wieder falscher Alarm wie beim Millennium-Bug oder

bei dieser Sache mit SARS, aber die Vorstellung, dass Frauen aus unbekanntem Grund nicht nur einschliefen, sondern auch mit irgendwelchem Zeug bewachsen wurden – das war, wie Mickey gesagt hatte, tatsächlich beunruhigend. Gut, dass Anton nachher nach Hause kam. Es war einsam, wenn man nur den Fernseher zur Gesellschaft hatte, wenngleich Magda sich nicht beklagen wollte. Sie machte sich keine Sorgen um ihren hart arbeitenden Jungen, nein, nein. Das Darlehen für die Geschäftsgründung stammte zwar von ihr, aber er hatte was daraus gemacht.

Aber jetzt vielleicht erst einmal noch ein Gläschen, wenigstens ein kleines, und dann ein Nickerchen.

KAPITEL 3

1

Sobald Lila der Frau Handschellen angelegt hatte, hüllte sie sie in die Rettungsdecke aus dem Kofferraum und half ihr auf den Rücksitz. Dabei betete sie ihr ihre Rechte herunter. Die Frau, deren strahlendes Lächeln zu einem verträumten Schmunzeln geworden war, hatte sich schweigend von Lila am Oberarm fassen und bereitwillig zum Wagen führen lassen. Alles in allem war die Festnahme in weniger als fünf Minuten erledigt; der von den Rädern aufgewirbelte Staub hatte sich noch nicht gelegt, als Lila ums Heck herum zur Fahrertür schritt.

»Manche Leute beobachten gern Motten, obwohl sie keine im Kopf haben.«

Als die Frau ihr das mitteilte, war Lila gerade damit beschäftigt, den Wagen in Richtung Stadt zu wenden. Sie warf einen Blick in den Rückspiegel, um ihrer Gefangenen in die Augen zu sehen, deren leise Stimme nicht besonders weiblich klang. Ihre Melodie hatte etwas Unbestimmbares an sich, weshalb Lila nicht recht wusste, ob die Frau mit ihr kommunizierte oder Selbstgespräche führte.

Drogen, dachte Lila. Infrage kam vor allem PCP. Ketamin ebenfalls.

»Sie wissen, wie ich heiÙe«, sagte Lila. »Woher kenne ich Sie eigentlich?«

Es gab drei Möglichkeiten: von der Elternvertretung an der Schule (unwahrscheinlich, wenngleich nicht unmöglich), aus der Zeitung, oder Lila hatte die Frau in den vergangenen vierzehn Jahren irgendwann einmal festgenommen und erinnerte sich nicht mehr daran. Letzteres kam ihr am wahrscheinlichsten vor.

»Mich kennen alle«, sagte Evie. »Ich bin so eine Art It-Girl.« Als sie eine Schulter hob, um das Kinn daran zu reiben, klirrten die Handschellen. »Sozusagen. Das gewisse Etwas und ein Mädchen. Ich, meinereins und meine Wenigkeit. Vater, Sohn und die heilige Evie. In sanftem Schlummer eingemottet. Die Urmotte, kapiertest du? Oder vielleicht die Urmutter?«

Der brave Bürger hatte keine Ahnung, welchen Blödsinn man sich anhören musste, wenn man bei der Polizei war. In der Öffentlichkeit wurden Cops zwar gern wegen ihrer Tapferkeit gerühmt, aber niemand zollte einem Anerkennung dafür, welche Kraft es Tag für Tag kostete, den ganzen Quatsch über sich ergehen zu lassen. Tapferkeit war zwar eine gute Eigenschaft für Polizeibeamte, aber noch wichtiger war nach Lilas Ansicht eine angeborene Toleranz gegenüber sinnlosem Geplapper.

Genau deshalb war es auch so schwierig gewesen, die letzte offene Vollzeitstelle für einen Deputy zu besetzen. Auf jeden Fall war es der Grund, weshalb sie die Bewerbung von Frank Geary, dem Hundetypen, übergangen und sich stattdessen für einen jungen Exsoldaten namens Dan Treat entschieden hatte, obwohl der über praktisch keine Erfahrung in Polizeiarbeit verfügte. So clever und wortgewandt Geary auch war, seine Bewerbungsmappe war zu dick – er hatte zu viel Verwaltungsarbeit verursacht, zu viele Bußgelder ausgestellt. Zwischen den Zeilen wurde sichtbar, dass er auf Konfrontation aus war; er war nicht der Typ, der bei Bagatellen mal ein Auge zudrücken konnte. So etwas war nicht gut.

Nicht dass es sich bei Lilas Mitarbeitern um eine Elitetruppe gehandelt hätte, aber so lief es im wahren Leben eben. Man holte

sich die besten Leute, die verfügbar waren, und versuchte dann, sie zu unterstützen, so gut man konnte. Roger Elway und Terry Coombs zum Beispiel. Roger hatte wahrscheinlich einen Schlag zu viel an den Schädel bekommen, als er in den frühen Nullerjahren für das von JT Wittstock betreute Footballteam der Highschool angetreten war. Terry war intelligenter, aber wenn es nicht so lief, wie es ihm passte, verzagte er gelegentlich und wurde verbissen. Außerdem trank er bei Partys zu viel. Dafür neigten die beiden Männer nicht dazu, allzu schnell aus der Haut zu fahren, weshalb Lila ihnen vertrauen konnte. Meistens.

Ohne es je auszusprechen, war sie der Ansicht, dass die Mutterrolle die bestmögliche Vorbereitung für einen Posten bei der Polizei darstellte. (Vor allem gegenüber Clint hätte sie das nie geäußert, weil der sich nur köstlich amüsiert hätte; sie konnte sich vorstellen, wie er mit seiner üblichen nervigen Pose – schief gelegter Kopf, gekräuselte Mundwinkel – gesagt hätte: »Hm, interessant«, oder: »Schon möglich.«) Mütter waren geborene Polizeibeamte, denn nicht anders als Kleinkinder verhielten sich auch Kriminelle oft streitlustig und destruktiv.

Wenn man die ersten Jahre der eigenen Kinder überstand, ohne die Fassung zu verlieren oder gar ganz aus der Haut zu fahren, war man einigermaßen in der Lage, mit erwachsenen Verbrechern umzugehen. Entscheidend dabei war, sich nicht provozieren zu lassen, sich trotz allem wie ein Erwachsener zu verhalten – aber dachte sie dabei eigentlich an die nackte, blutverschmierte Frau dahinten, die etwas mit dem gewaltsamen Tod zweier Menschen zu tun hatte, oder überlegte sie, wie sie mit jemand umgehen sollte, der ihr näher stand, wesentlich näher, mit dem Kerl, der nachts den Kopf auf das Kissen neben ihrem legte? (Als die Spielzeit abgelaufen war, hatte die Sirene getutet, und die Jungs und Mädels hatten gejubelt. Endstand: Bridger County Girls 42 – Fayette Girls 23.) Wie Clint sagen würde: »Hm, interessant. Willst du mir nicht ein bisschen mehr darüber erzählen?«

»Gerade gibt's so viele tolle Sonderangebote«, plapperte ihre Gefangene weiter. »Waschtrockner. Gartengrills. Babys, die Spielzeugessen schlucken und wieder auskacken. Ein Laden voller Sparpreise.«

»Aha«, sagte Lila, als würde die Frau etwas Sinnvolles von sich geben. »Wie heißen Sie eigentlich?«

»Evie.«

Lila drehte sich nach ihr um. »Und Ihr Familienname? Wie lautet der?«

Die ausgeprägten Wangenknochen der Frau auf dem Rücksitz waren ebenmäßig, die hellbraunen Augen leuchteten. Die Haut entsprach dem, was Lila sich unter einem mediterranen Typ vorstellte, und das dunkle Haar war einfach prachtvoll. An der Stirn klebte ein getrockneter Blutfleck.

»Brauche ich denn einen?«, fragte Evie.

Aus Lilas Perspektive ließ das nur einen Schluss zu – ihre neue Bekannte war definitiv und katastrophal auf Drogen.

Sie blickte wieder nach vorn, gab Gas und griff nach dem Funkgerät. »Zentrale, hier spricht Wagen eins. Ich habe eine Frau aufgegriffen, die in der Nähe vom Holzmarkt nach Norden unterwegs war. Sie ist mit ziemlich viel Blut bespritzt, also brauchen wir den Koffer, um Proben zu nehmen. Außerdem braucht sie einen Overall. Und rufen Sie einen Krankenwagen zur Dienststelle. Sie hat irgendwas intus.«

»Verstanden«, sagte Linny. »Terry meint, das wär eine schöne Sauerei an dem Trailer da draußen.«

»Verstanden!« Evie lachte fröhlich. »Eine schöne Sauerei. Bringt ein paar Handtücher mehr mit. Allerdings nicht die guten, ha, ha, ha. Verstanden.«

»Wagen eins, Ende.« Lila hängte das Mikro ein, dann warf sie einen Blick in den Rückspiegel. »Verhalten Sie sich bitte ruhig, Ma'am. Sie stehen unter Mordverdacht. Das ist eine ernste Sache.«

Sie näherten sich der Stadtgrenze. Lila hielt vor dem Stoppschild an der Kreuzung Ball's Hill und West Lavin. Die West Lavin

führte zum Gefängnis. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand ein Schild, das davor warnte, Anhalter mitzunehmen.

»Sind Sie verletzt, Ma'am?«

»Noch nicht«, sagte Evie. »Aber he! Ein Triple-Double. Ziemlich gut.«

Etwas zuckte Lila im Kopf herum wie ein glitzernder Fleck im Sand, der im nächsten Moment von der Brandung überspült wurde.

Sie warf wieder einen Blick in den Rückspiegel. Die Frau namens Evie hatte die Augen geschlossen und sich zurückgelehnt. Kam sie allmählich von ihrem Trip herunter?

»Ma'am, wird Ihnen gerade übel?«

»Gib deinem Mann noch einen Kuss, bevor du einschläfst. Gib ihm 'nen Abschiedskuss, solange du's noch kannst.«

»Das werde ich gern ...«, begann Lila, da schnellte die Frau hoch und warf sich mit dem Kopf ans Trenngitter. Lila zuckte reflexartig zurück. Das Gitter rasselte und vibrierte durch den Aufprall.

»Aufhören!«, rief sie, kurz bevor die Frau den Kopf ein zweites Mal ans Gitter prallen ließ. Auf ihrem Gesicht sah Lila ein Grinsen aufblitzen, auf den Zähnen glänzte frisches Blut, und da krachte sie zum dritten Mal ans Gitter.

Lila hatte schon die Hand am Türgriff, um auszusteigen, die Hintertür aufzureißen und die Frau zu ihrem eigenen Schutz mit dem Taser ruhigzustellen, aber der dritte Kopfstoß blieb der letzte. Glücklicherweise keuchend wie eine Läuferin, die gerade das Zielband zerrissen hatte, war Evie auf dem Sitz in sich zusammengesunken. Mund und Nase waren mit Blut verschmiert, auf der Stirn klaffte eine offene Wunde.

»Ein Triple-Double, und was für einer!«, rief sie. »Ein Triple-Double! Was für ein Tag!«

Lila riss das Mikro wieder aus der Halterung, um Linny anzufunken: Planänderung. Der Pflichtverteidiger solle sobald wie

möglich zur Zentrale kommen. Richter Silver ebenso, falls man den alten Burschen überreden könne, aufzukreuzen und ihnen einen Gefallen zu tun.

2

Bis zum Bauch im Farnestrüpp versteckt, beobachtete ein Fuchs, wie Essie ihren Einkaufswagen auspackte.

Natürlich war sie für ihn nicht Essie; er hatte überhaupt keinen Namen für sie. Sie war nur einer von diesen Menschen. Abgesehen davon, beobachtete er sie schon lange – viele Monde und Sonnen – und erkannte ihren wackeligen, mit Plastikfolie und Zeltplanen bedeckten Unterschlupf eindeutig als das, was er war: ein Fuchsbau. Außerdem begriff der Fuchs, dass die vier grünen Glasscherben, die sie im Halbkreis angeordnet hatte und als ihre Mädels bezeichnete, eine große Bedeutung für sie hatten. Wenn Essie nicht da war, hatte er gelegentlich daran geschnuppert – die Scherben waren leblos – und die vorhandenen Habseligkeiten durchsucht, die weitgehend uninteressant waren, abgesehen von einigen leeren Suppendosen, die er sauber ausgeleckt hatte.

Soweit er es einschätzen konnte, stellte Essie keine Bedrohung dar, doch war er ein alter Fuchs, und man wurde als Fuchs nicht alt, wenn man in irgendeiner Hinsicht zu vertrauensselig war. Zu einem alten Fuchs wurde man, indem man sich vorsichtig und wetterwendisch verhielt, indem man sich möglichst häufig paarte, dabei jedoch alle Verwicklungen vermied, indem man bei Tageslicht nie eine Straße überquerte und indem man tief im guten, weichen Lehm wühlte.

Am heutigen Morgen schien seine Vorsicht jedoch unnötig zu sein. Essie verhielt sich ganz und gar so, wie er es von ihr gewohnt

war. Nachdem sie die Einkaufsstüben und diverse geheimnisvolle Gegenstände aus ihrem Wagen genommen hatte, teilte sie den Glasscherben mit, dass Mutter sich ein Nickerchen gönnen müsse. »Macht keinen Blödsinn, Mädels«, sagte Essie und begab sich in ihren Unterschlupf, wo sie sich auf den Stapel Umzugsdecken legte, der ihr als Matratze diente. Dabei bedeckte der Verschlag ihren Körper, während ihr Kopf im Freien blieb.

Während Essie langsam im Schlaf versank, zeigte der Fuchs dem Oberteil der männlichen Schaufensterpuppe, das sie ins Unkraut gestellt hatte, lautlos die Zähne, worauf die Schaufensterpuppe aber nicht reagierte. Wahrscheinlich war sie ebenso tot wie die grünen Glasscherben. Der Fuchs schleckte sich die Pfoten und wartete.

Bald ging der Atem der alten Frau in einen Schlafrhythmus über, bei dem auf jedes tiefe Einatmen ein flaches, pfeifendes Ausatmen folgte. Gemächlich reckte der Fuchs sich aus dem Gesträuch und schlich einige Schritte auf den Unterschlupf zu, um sicherzugehen, dass die Schaufensterpuppe wirklich keine bösen Absichten hegte. Er entblöste die Zähne noch ein bisschen mehr. Die Puppe bewegte sich nicht. Ja, eindeutig tot.

Er schnürte bis auf ein paar Körperlängen an den Unterschlupf heran, bevor er schließlich stehen blieb. Am Kopf der schlafenden Frau tauchte ein weißliches Gespinnst auf – von ihren Wangen stiegen wie Spinnweben aussehende Fäden auf, entfalteten sich zügig und sanken dann auf ihre Haut nieder. Von den liegenden Fäden entspannen sich neue Fasern, bedeckten schnell das gesamte Gesicht und bildeten eine Maske, die sich allmählich um den ganzen Kopf herum ausbreitete. Im Dämmerlicht des Unterschlupfs kreisten Motten.

Schnuppernd wich der Fuchs einige Schritte zurück. Das weiße Zeug gefiel ihm nicht; es war eindeutig lebendig, und es war ebenso eindeutig eine andere Kreatur als alles, womit er vertraut war. Selbst aus der Entfernung gab es einen starken Geruch von

sich, der aus beunruhigenden Bestandteilen zusammengesetzt war. Der Geruch enthielt Blut und Gewebe, Intelligenz und Hunger, aber auch ein Element der tiefen, tiefen Erde, des Fuchsbaus aller Fuchsbaue. Und was schlief in diesem großen Bett? Kein Fuchs, da war er sich sicher.

Sein Schnuppern wurde zu einem Winseln, dann wandte er sich um und trottete in westlicher Richtung davon. Als er hinter sich im Wald ein Geräusch hörte – da kam jemand –, rannte er los.

3

Nachdem er Oscar Silver geholfen hatte, seine Katze Kakao zu beerdigen – eingewickelt in ein fadenscheiniges Frotteehandtuch –, fuhr Frank zwei Straßen weiter zu dem Haus in der Smith Lane 51, für das er die Hypotheken abzahlte, wo jedoch seit seiner Trennung von Elaine nur noch sie und Nana, die elfjährige Tochter der beiden, wohnten.

Elaine war bis zur vorvorigen Kürzung des Staatshaushalts als Sozialarbeiterin tätig gewesen, hatte inzwischen jedoch nur einen Teilzeitjob im Goodwill-Secondhandladen und half ehrenamtlich bei zwei Lebensmitteltafeln und zusätzlich bei der Beratungsstelle von Planned Parenthood in Maylock aus. Von Vorteil daran war, dass man kein Geld für die Kinderbetreuung aufbringen musste. Wenn die Schule aus war, hatte niemand etwas dagegen, dass Nana bei ihrer Mutter im Laden herumsaß. Von Nachteil war, dass sie das Haus verlieren würden.

Frank bereitete das mehr Kummer als Elaine. Es schien sie sogar überhaupt nicht zu kümmern. Obwohl sie es abstritt, hatte er den Verdacht, dass sie den Verkauf nur als Vorwand nutzen wollte, ganz aus der Gegend wegzuziehen, vielleicht nach Pennsylvania,

wo ihre Schwester wohnte. Falls es wirklich dazu kam, würde Frank nicht mehr jedes zweite Wochenende mit seiner Tochter verbringen können, sondern nur noch ein Wochenende alle zwei Monate. Bestenfalls.

Außerhalb solcher Wochenenden gab er sich alle Mühe, das Haus zu meiden, und selbst wenn Nana ihn besuchte, vereinbarte er mit Elaine am liebsten, dass sie seine Tochter zu ihm brachte. Die mit dem Ort verknüpften Erinnerungen – das Gefühl von Ungerechtigkeit und Scheitern, das nur grob ausgebesserte Loch in der Küchenwand – waren einfach zu frisch. Frank hatte den Eindruck, dass man ihn um sein ganzes Leben beschissen hatte, und den besten Teil dieses Lebens hatte er in der Smith Lane 51 verbracht, in jenem hübschen, schmucklosen Ranchhaus mit der von seiner Tochter gemalten Ente auf dem Briefkasten.

Wegen der Sache mit dem grünen Mercedes war es jedoch unvermeidlich, dort vorbeizufahren.

Während er seinen Wagen hektisch an den Bordstein lenkte, erspähte er Nana, die mit Kreide die Einfahrt bemalte. Das war eine Beschäftigung, die man normalerweise mit einem wesentlich jüngeren Kind verband, aber seine Tochter hatte ein zeichnerisches Talent. Im vergangenen Schuljahr hatte sie den zweiten Preis bei einem Wettbewerb der Stadtbibliothek gewonnen, bei dem es darum gegangen war, ein Lesezeichen zu entwerfen. Nanas Zeichnung hatte einen Bücherschwarm dargestellt, der wie eine Vogelschar über eine Wolkenbank flog. Frank hatte das Bild gerahmt und in seinem Büro aufgehängt. Ständig fiel sein Blick darauf. Es war so schön, sich vorzustellen, wie Bücher im Kopf seines kleinen Mädchens umherflogen.

Nun saß Nana mit gekreuzten Beinen im Sonnenschein, den Hintern auf einem aufgeblasenen Schwimmreifen. Die bunten Kreiden hatte sie fächerförmig um sich herum ausgelegt. Neben ihrem künstlerischen Talent (vielleicht auch gerade deshalb) besaß Nana die Gabe, es sich gemütlich zu machen. Sie war ein ruhiges,

verträumtes Kind, das mehr nach Frank kam als nach der energischen Mutter, die nie irgendwelche Fisimatenten machte und immer direkt auf den Punkt kam.

Frank beugte sich zur Seite, um die Beifahrertür aufzustoßen. »Hallo, mein Augenstern! Komm doch mal her.«

Sie sah mit zusammengekniffenen Augen zu ihm hoch. »Daddy?«

»Höchstpersönlich«, sagte er und strengte sich an, die Mundwinkel nach oben zu ziehen. »Komm mal her, ja?«

»Jetzt gleich?« Sie betrachtete schon wieder ihre Zeichnung.

»Ja. Jetzt gleich.« Frank holte tief Luft.

Erst bei seinem Abschied von Richter Silver war er »so geworden«, wie Elaine das immer ausdrückte. Damit meinte sie seinen Hang, die Selbstbeherrschung zu verlieren, was entgegen ihrem Eindruck in Wirklichkeit aber nur selten vorkam. Und heute? Zuerst war alles in Ordnung gewesen. Dann, nachdem er etwa fünf Schritte über den Rasen von Oscar Silver gegangen war, hatte es sich angefühlt, als wäre ein unsichtbarer Schalter umgelegt worden. Manchmal kam es einfach dazu. Wie damals, wo Elaine ihm unerbittlich unter die Nase gerieben hatte, dass er beim Elternabend ausgerastet war, worauf er das Loch in die Wand geschlagen hatte. Nana war weinend in ihr Zimmer hinaufgerannt, weil sie nicht begriff, dass man manchmal auf ein *Ding* einschlug, damit man sich keinen *Menschen* vornahm. Oder die Sache mit Fritz Meshaum, wo er tatsächlich ein bisschen außer Kontrolle geraten war, zugegeben, aber das hatte dieser Meshaum nicht anders verdient. Jemand, der einem Tier so etwas antat, verdiente es nicht anders.

Statt der Katze hätte es mein Kind erwischen können, hatte er gedacht, als er über den Rasen gegangen war. Und da – rums! –, als wäre die Zeit ein Schnürsenkel, der plötzlich aufgeknötet worden war, saß er in seinem Wagen, fuhr zu dem Haus in der Smith Street und konnte sich überhaupt nicht mehr daran erinnern, dass er eingestiegen war. Er umklammerte mit schwitzigen Händen das Lenkrad, seine Wangen waren erhitzt, und er musste immer noch

daran denken, dass es statt der Katze sein Kind hätte erwischen können, nur war das kein Gedanke mehr. Es war eher wie eine dringliche Botschaft, die auf einem LED-Bildschirm aufblitzte:

Systemfehler	Systemfehler	Systemfehler
mein Kind	mein Kind	mein Kind

Nana legte sorgfältig den lila Kreidestummel in die Lücke zwischen dem orange und dem grünen Stück. Dann drückte sie sich mit den Händen vom Schwimmreifen ab. Sie blieb einige Sekunden stehen, um sich den Hosenboden ihrer geblühten, gelben Shorts abzuklopfen und nachdenklich die mit Kreide verschmierten Fingerspitzen aneinanderzureiben.

»Schatz«, sagte Frank, der dagegen ankämpfen musste zu schreien. Schließlich hatte sie direkt da gehockt, da in der Einfahrt, wo irgendein besoffenes Arschloch in einem schicken Wagen sie einfach hätte überfahren können.

mein Kind	mein Kind	mein Kind
-----------	-----------	-----------

Nana tat einen Schritt vorwärts, blieb stehen und betrachtete wieder ihre Finger, offenkundig unzufrieden damit.

»Nana!«, schrie Frank, der sich immer noch verdreht über die Mittelkonsole beugte. Er schlug auf den Beifahrersitz ein. Mit aller Kraft. »Komm endlich her!«

Erschrocken riss Nana den Kopf hoch, als wäre sie gerade von einem Donnerschlag aus dem Schlaf gerissen worden. Sie tappte vorwärts, und als sie die offene Tür erreicht hatte, packte Frank sie am T-Shirt und zerrte sie zu sich heran.

»He, du machst mein T-Shirt kaputt!«, sagte Nana.

»Na und?«, sagte Frank. »Um dein T-Shirt geht es hier nicht. Ich sage dir jetzt, worum es geht, also pass gut auf. Wem gehört der grüne Mercedes? Vor welchem Haus steht der?«

»Was?« Nana drückte gegen seine Hand, mit der er ihr T-Shirt gepackt hielt. »Wovon redest du da? Du reißt echt mein T-Shirt kaputt.«

»Hast du nicht zugehört? Vergiss das verfluchte T-Shirt!« Er hasste die Worte, die aus seinem Mund gekommen waren, aber außerdem stellte er befriedigt fest, dass Nanas Blick sich ruckhaft auf ihn richtete. Endlich hatte er ihre Aufmerksamkeit. Sie blinzelte und holte Luft.

»Okay, da du jetzt nicht mehr in den Wolken bist, können wir die Sache ja endlich klären. Du hast mir von irgendeinem Kerl auf deiner Zeitungsroute erzählt, der einen grünen Mercedes fährt. Wie heißt der? Und in welchem Haus wohnt er?«

»Den Namen weiß ich nicht mehr. Tut mir leid, Daddy.« Nana biss sich auf die Unterlippe. »Aber es ist das Haus neben dem mit der großen Fahne. Mit einer Mauer davor. In der Briar Street. Ganz oben.«

»Okay.« Frank ließ das T-Shirt los.

Nana regte sich nicht. »Bist du jetzt nicht mehr wütend?«

»Schatz, ich war nicht wütend.« Und als keine Antwort kam: »Okay, ich war's doch. Ein bisschen. Aber nicht auf dich.«

Sie vermied es, ihn anzusehen, und rieb nur immer ihre verfluchten Finger aneinander. Er liebte sie; sie war das Wichtigste in seinem Leben, aber manchmal war es schwer zu glauben, dass sie alle Tassen im Schrank hatte.

»Danke«, sagte er und spürte, wie die Hitze aus seinem Gesicht verschwand und der Schweiß auf seiner Haut sich abkühlte. »Danke, mein Augensterne.«

»Kein Problem«, sagte Nana und wich einen kleinen Schritt zurück. Das Geräusch ihrer Turnschuhsohlen auf dem Asphalt dröhnte Frank unglaublich laut in den Ohren.

Er richtete sich auf. »Noch was. Tu mir den Gefallen, und halt dich von der Einfahrt fern. Wenigstens heute Vormittag, bis ich was Bestimmtes herausgefunden habe. Jemand rast hier nämlich

wie ein Irrer durch die Gegend. Mal drinnen auf deinem Zeichenblock weiter, ja?«

Wieder biss sie sich auf die Unterlippe. »In Ordnung, Daddy.«

»Du wirst jetzt doch nicht etwa weinen, oder?«

»Nein, Daddy.«

»Na also. Braves Mädchen. Also bis nächstes Wochenende, ja?«

Er merkte, dass seine Lippen unglaublich trocken waren. Als er sich fragte, was er denn sonst hätte tun sollen, antwortete eine Stimme in ihm: »Tja, was hättest du tun *können*? Vielleicht hättest du, keine Ahnung, das hört sich jetzt wahrscheinlich total irre an, Frank, aber he, vielleicht hättest du ja versuchen können, nicht derartig *auszurasten*?« Die Stimme klang wie eine belustigte Version von Franks eigener; sie war die Stimme eines Mannes mit Sonnenbrille, der gemütlich auf dem Gartenstuhl lag und seinen Eistee schlürfte.

»Okay.« Nana nickte ihm mechanisch zu.

Hinter ihr sah er auf dem Asphalt den kunstvollen Baum, den sie gezeichnet hatte. Die Äste breiteten sich auf einer Seite der Einfahrt aus, der knorrige Stamm verlief quer durch die Mitte. Von den Zweigen hing Moos, Blumen umkränzten den Stamm, dessen Wurzeln bis in die angedeutete Oberfläche eines unterirdischen Sees reichten.

»Das hast du aber hübsch gemacht«, sagte Frank und lächelte.

»Danke, Daddy«, sagte Nana.

»Ich will bloß nicht, dass dir was zustößt.« Das Lächeln auf seinem Gesicht fühlte sich wie festgenagelt an.

Seine Tochter schniefte und nickte ihm wieder mechanisch zu. Er wusste, dass sie die Tränen unterdrückte.

»Hör mal, Nana ...«, fing er an, die Worte, die er sagen wollte, lösten sich jedoch in Luft auf, weil sich die innere Stimme wieder meldete und sagte, Nana habe jetzt wirklich genug von ihm. Er solle sie in Frieden lassen, verdammt noch mal.

»Tschüs, Daddy.«

Sie hob die Hand und drückte die Beifahrertür behutsam zu. Dann drehte sie sich um und lief die Einfahrt hinauf, mitten durch ihre Kreiden hindurch und über den Baum hinweg, wobei sie das Grün und Schwarz des Wipfels verschmierte. Mit gesenktem Kopf und bebenden Schultern.

Kinder, sagte Frank sich, kapieren es eben nicht immer, wenn man versucht, das Richtige zu tun.

4

Auf Clints Schreibtisch lagen drei Berichte aus der vergangenen Nacht.

Der erste war zu erwarten gewesen, aber trotzdem besorgniserregend. Einer der Aufseher der Nachtschicht äußerte die Vermutung, dass Angel Fitzroy irgendetwas im Schilde führe. Kurz bevor das Licht ausgeschaltet worden war, hatte sie versucht, ihn in ein sprachphilosophisches Gespräch zu verwickeln. Die Aufseher mussten alle grundsätzlich als *Officer* bezeichnet werden. Synonyme wie *Schließer* und *Wachtel* oder gar – natürlich! – Beleidigungen wie *Arschloch* und *Wichser* waren unannehmbar. Nun hatte Angel Officer Wettermore gefragt, ob er seiner Muttersprache mächtig sei. Natürlich seien er und seine Kollegen Schließer, hatte sie gesagt. Als Officer könne man sie auch bezeichnen, klar, aber außerdem müssten sie Schließer sein, weil sie die Zellen abschlossen. Würden die Häftlinge von ihnen denn nicht eingeschlossen? Wenn man einen Kuchen backe, sei man doch ein Bäcker, oder etwa nicht? Und wenn man ein Loch grabe, war man dann nicht ein Gräber?

Habe die Gefangene warnend darauf hingewiesen, dass es sich um kein vernünftiges Gespräch mehr handelt und sie entsprechend

Konsequenzen zu erwarten hat, wenn sie es nicht sofort beendet, hatte Wettermore geschrieben. Gefangene gab nach und ging in ihre Zelle, fragte dann jedoch, wie wir erwarten könnten, dass die Gefangenen die Regeln befolgen, wenn diese Regeln nicht sinnvoll formuliert sind. Ton der Gefangenen war bedrohlich.

Angel Fitzroy gehörte zu den wenigen Frauen in der Anstalt, die Clint für wirklich gefährlich hielt. Aufgrund seiner Gespräche mit ihr hegte er die Vermutung, sie könnte psychopathisch veranlagt sein. Er hatte an ihr nie irgendwelche Empathie wahrgenommen, und ihre Akte war voller Verstöße: Drogen, tätliche Auseinandersetzungen, bedrohliches Verhalten.

»Wie hätten Sie sich wohl gefühlt, wenn der Mann, den Sie angegriffen haben, an seinen Verletzungen gestorben wäre, Angel?«, hatte er sie bei einer Gruppensitzung gefragt.

»Ach«, hatte Angel gesagt, war auf dem Stuhl in sich zusammengesunken und hatte sich in seinem Büro umgesehen. »Da hätte ich mich wohl, tja, ziemlich schlecht gefühlt ... denke ich.« Dann hatte sie mit den Lippen geschmatzt und den Blick auf den Hockney-Druck gerichtet. »Seht euch bloß mal das Bild an, Mädels! Würdet ihr nicht gern auch mal an so einem Ort sein?«

Die Körperverletzung, für die man sie verurteilt hatte, war schlimm genug – an einer Tankstelle hatte ein Mann etwas zu Angel gesagt, was ihr nicht gepasst hatte, worauf sie einen Scheibenwischer von seinem Wagen gerissen hatte, um ihn damit nach Strich und Faden zu verprügeln –, aber es gab Hinweise darauf, dass sie mit wesentlich schlimmeren Dingen ungestraft davongekommen war.

Ein Detective aus Charleston war nach Dooling gekommen und hatte Clint um Hilfe bei einem Fall gebeten, in den Angel verwickelt war. Es ging um Informationen zum Tod eines ihrer früheren Vermieter. Zu Tode gekommen war der einige Jahre vor ihrem momentanen Gefängnisaufenthalt. Angel war die einzige Verdächtige gewesen, aber außer ihrer Beziehung zu dem

